



Sprachnachrichten



Sprache und Musik

Wann hat erstmals ein Urwaldaffe mit einem Holzstück rhythmisch auf einen hohlen Baum geklopft? Oder haben unsere Vorfahren außer Grunzlauten auch richtige Töne hervorgebracht? Nach Ansicht von Anthropologen war das vor ungefähr 2 Millionen Jahren. Da hat sich mit dem Aufkommen des aufrechten Ganges der Kehlkopf gesenkt und wegen mehr fleischlicher Nahrung wurde der Kauapparat kleiner und die Mundhöhle größer. Damit entstanden erstmals die technischen Voraussetzungen für so etwas wie Gesang. Bis unsere Vorfahren die ersten Musikinstrumente schufen, mussten nochmals über 1 Million Jahre vergehen. Das wohl älteste

im deutschen Sprachraum noch erhaltene Musikinstrument ist eine aus einem Knochen gefertigte, rund 40.000 Jahre alte Flöte mit fünf Löchern aus dem Donautal.

Schon immer waren Musik und Sprache Mittel der Kommunikation. Vor allem, wie Forscher glauben, um wie balzende Vögel passende Geschlechtspartner anzulocken (oder auch nur mit lieblichen Lauten zu erfreuen). Oder um Verbindung mit den Göttern aufzunehmen.

Für die Hindus etwa ist Brahma sowohl der Gott der Sprache als auch der Musik. Nach Ansicht mancher Sprachwissenschaftler haben musikalische Lautmalereien die menschliche Sprache sogar zum Teil erzeugt. Und können

sie, wie Carl Maria von Weber, der Schöpfer des Freischütz, einmal meinte, sogar ersetzen: „Mit Hilfe der göttlichen Tonkunst lässt sich mehr ausdrücken und ausrichten als mit Worten.“ Und das ohne Dolmetscher.

Dieses immer wieder kreative Gegen- wie Miteinander von Sprache und Musik ist das Schwerpunktthema dieser Ausgabe der Sprachnachrichten. So zeigt die Musikprofessorin Ute Büchter-Römer in ihrem Beitrag „Das Gedicht im Lied – das Lied als Gedicht“, wie Sprache und Musik im Kunstlied zu einer neuen Einheit, einem Kunstwerk ganz besonderer Art, verschmelzen. Ein anderer Musikprofessor, der Dirigent Jochen Schaaf aus Luxemburg, geht

in einem Interview auch auf die Rolle der Sprache in den Opern Richard Wagners ein.

Aber auch an bösen Stimmen fehlt es nicht: „Was zu dumm ist, um gesagt zu werden, wird gesungen“, hat Voltaire einmal gesagt. Und auch die Sprache, in der man singt, ist immer wieder Gegenstand von heftigen Debatten. So dokumentiert etwa Kurt Gawlitta in dem Artikel „Sturm der Liebe“ das altbekannte Leid, dass die von unseren Beiträgen lebenden öffentlich-rechtlichen Radio- und Fernsehanstalten systematisch die deutsche Sprache in der Musik unterdrücken.

Hier gibt es für den Verein Deutsche Sprache noch einiges zu tun.

Der Fisch stinkt vom Kopf	Wie die ZDF-Spitze in ihrer Anstalt das Gendersprech forciert	9
Wer ist ein Populist?	Dietrich von der Oelsnitz zum Missbrauch eines nützlichen Begriffs	11
Die Kunst des Phrasendreschens	Ein Klassischer Philologe zeigt, wozu Phrasen nützlich sind	12
Deutsch entscheidend für Schule und Beruf	Der Hessische Kultusminister R. Alexander Lorz zur Bildungssprache Deutsch	14



Ursula von der Leyen

Die deutsche Politikerin trägt zum zweiten Mal den Titel Sprachpanscher des Jahres. Sie ist mitverantwortlich für die Marginalisierung des Deutschen in den Institutionen der EU.

Seite 2



Herta Müller

Nach dem Nobelpreis für Literatur (2009) erhält sie im Oktober den vom VDS und von der Eberhard-Schöck-Stiftung gemeinsam vergebenen Kulturpreis Deutsche Sprache.

Seite 13



Thomas Mann

Wie bei kaum einem anderen großen deutschen Literaten leben viele seiner Werke von einer engen Verbindung von Sprache und Musik.

Seite 18

Ursula von der Leyen ist Sprachpanscher 2021

Negativ-Auszeichnung für systematische Missachtung der Muttersprache

Erstmals haben die Mitglieder des Vereins Deutsche Sprache dieselbe Person zum zweiten Mal zum Sprachpanscher des Jahres gewählt: Nach 2014 erhält Ursula von der Leyen diese unrühmliche Auszeichnung auch für das Jahr 2021. Seinerzeit hatten die Sprachfreunde vor allem von der Leyens Insistieren auf der englischen Sprache bei Vorträgen innerhalb Deutschlands moniert, obwohl Simultandolmetscher zur Verfügung gestanden hätten.

Dieses Mal ist es ihr Beitrag zur weiteren Marginalisierung der deutschen Sprache in den Organisationen der Europäischen Union (EU), immerhin die Sprache, die von mehr EU-Bürgern gesprochen wird als jede andere. Bei fast allen öffentlichen Auftritten als EU-Kommissionspräsidentin, auch da, wo es nicht nötig wäre, drückt von der Leyen sich auf Englisch aus. Dabei sollte es doch selbstverständlich sein, als Repräsentantin eines Staates auch dessen Sprache ganz natürlich als Teil dieser Repräsentanz zu sehen. Die weiteren Plätze belegten in dieser Reihenfolge: das Luxus-Warenhaus KaDeWe, Bundesministerin Christine Lambrecht, die Audi AG sowie taz.



Die VDS-Mitglieder haben die EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen zum „Sprachpanscher des Jahres“ gewählt.

Foto: Christoph de Barry/EU



Bild: kirchkuernam.de

Bundesjustizministerin Christine Lambrecht etwa hatte gleich einen ganzen Gesetzesentwurf nur für Frauen vorgelegt – von „Haftung der Schuldnerin“ und „Geschäftsleiterinnen“ war die Rede. Dieser Unfug

wurde zwar vom Bundesinnenministerium gestoppt, aber es bleibt ein peinlicher Versuch, Genderregeln durch die Hintertür zu verankern.

Auch das Berliner Traditionskaufhaus KaDeWe (Kaufhaus des Westens) zeigt deutlich, wie wenig ihm an seinen deutschsprachigen Kunden gelegen ist: „Entdecken Sie unseren Department Store: Internationale Designermarken und lokale Brands, Events und Specials, exzellenter Service. (...) In sieben Etagen erwartet Sie alles von Fashion über Beauty und Home bis hin zu Food. Limited Editions, Kooperationen und exklusive Edits vervollständigen die Vielfalt.“ Wer kein Englisch kann, hat hier verloren oder ist ganz offensichtlich nicht erwünscht.

Der Negativpreis „Sprachpanscher“ wird bereits zum 24. Mal vergeben. Bisherige „Preisträger“ waren u. a. der damalige Bahnchef Hartmut Mehdorn, der ehemalige Intendant des WDR, Fritz Pleitgen, und zuletzt die Tagesschau und die heute-Nachrichten für ihre konstante Weigerung, die mit der Corona-Pandemie neu aufgetretenen Sachverhalte in der Sprache ihrer Zuschauer zu benennen.

DER VORSITZENDE MEINT

Liebe Sprachfreunde,

der 30. Mai 2021 könnte als das Waterloo der deutschen Genderbewegung in die Kulturgeschichte eingehen. „Die Idee, mit dem Gendersternchen eine diskriminierungsfreie Gesellschaft zu erzwingen, ist gescheitert“, resümiert sogar die taz. Schon einige Monate zuvor hatte eine Lichtgestalt des Zeitgeistes ihren Austritt aus der deutschen Genderbewegung erklärt: Sie sei keine Kapitänin, sie sei Kapitän, erklärte die durch ihre umstrittene Flüchtlingshilfe im Mittelmeer bekannte Carola Rackete. Nun zogen zwei weitere weibliche Ikonen nach. „Ich bin Ökonom!“, ließ Sahra Wagenknecht vernehmen, und in das gleiche Horn stieß Elke Heidenreich: „Wenn ich Künstler sage, meine ich alle Menschen, die Künstler sind, auch die Frauen. Dieses feministische Betonen in der Sprache geht mir gegen den Strich“. Am Genderstern reibt sich speziell auch die Trägerin des Leipziger Buchpreises 2021 Iris Hanika: „Das Gender-Sternchen ist irrwitzig, kein Mensch kann so sprechen, geschweige denn einen ernstzunehmenden Text schreiben.“

Dieses feministische Betonen in der Sprache geht mir gegen den Strich.

Sahra Wagenknecht: „Wenn ich irgendwo sage: Ich bin Ökonom, dann belehren mich bevorzugt Männer, dass ich doch bitteschön sagen soll, ich sei Ökonomin. Ich empfinde das als Frechheit. Ökonom beschreibt eine bestimmte Ausbildung, eine Kompetenz. Ich verstehe nicht, wieso das differenziert werden soll nach Frau oder Mann. Es gibt ja auch keinen speziellen Begriff für einen homo- oder heterosexuellen Ökonomen. Oder für einen mit Migrationshintergrund.“

Am gleichen Tag äußerten sich auch Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Reiner Haseloff und der ehemalige Spiegel-Chefredakteur und heutige Welt-Herausgeber

Stefan Aust: „Eine moralische Überhöhung der Sprache finde ich unangenehm ... Dass Minderheiten ... geschützt werden müssen, steht außer Frage. Aber das heißt im Umkehrschluss nicht, dass die Einstellungen und Wünsche der Mehrheit deswegen weniger wert sind“. Oder Reiner Haseloff: „Wie das [die Gendersprache] geradezu missionarisch durchgedrückt wird, nervt viele Leute, weil es mit den Lebenswelten vieler Menschen nicht mehr das Geringste zu tun hat. Im Osten definieren sich selbstbewusste Frauen über ihre Leistung und nicht über das Binnen-I.“

Die vielleicht heftigste Gegenwehr – siehe Rackete, Wagenknecht und Heidenreich – erzeugt wohl die von der Genderlobby im Verein mit der Dudenredaktion betriebene Abschaffung des generischen Maskulinums. Dass allein schon dieser Ausdruck in die Irre führt, sollte inzwischen jeder wissen. Man frage doch mal zehn zufällig ausgewählte Bundesbürger, ob sie bei dem Wort „die Schnapsdrossel“ eher an Männer oder an Frauen denken. Genauso ist „der Putzteufel“ für die meisten trotz des „der“ davor immer noch eine Frau. Das grammatische Genus,



Foto: Jürgen Huhn

dem jemand angehört, ist nicht gleichzusetzen mit dem biologischen Geschlecht, ob man bei „der“ oder „die“ zunächst an Männer oder Frauen denkt, bestimmt zunächst die Lebenserfahrung. Diese Wahrheit ist so trivial wie $2+2=4$. Während aber ein Mathematiker, der behauptet, $2+2=5$, umgehend in die Frühpension entlassen wird, erhält sein Pendant in der Linguistik einen Lehrstuhl für Genderforschung an einer deutschen Universität.

Noch.

Ihr zuversichtlicher
1. Vorsitzender

Jürgen Huhn

Jochen Schaaf

Wagner: Die Texte zuerst, dann die Musik

Herr Schaaf, wie erklären Sie sich die ungebrochene Faszination der Wagner-Opern, der ja auch die zum Teil durchaus berechtigte Kritik an der Person des Komponisten kaum etwas auszumachen scheint?

Man muss hier wie bei anderen Künstlern, z. B. dem hervorragenden Komponisten Hans Pfitzner, zwischen Person und Werk trennen. Einerseits sind von Wagner viele persönlich positive Züge überliefert, so sein Mitgefühl im Sinne Schopenhauers für andere Menschen oder auch für Tiere. Um seine erste Ehefrau hat er sich zeit ihres Lebens fürsorglich gekümmert. Dem steht gegenüber seine Eitelkeit und sein Antisemitismus, welcher vor allem einem Inferioritätsgefühl gegenüber Komponisten wie Mendelssohn und Meyerbeer geschuldet ist ...

... Inferioritätsgefühl?

Ja, man muss bedenken, dass Wagner aus kleinen Verhältnissen stammt und sich langsam unter vielen Mühen nach oben gearbeitet hat. Politisch stand er eher links und kritisierte heftig die Auswüchse des Kapitalismus in seiner Zeit.

Wie ein Mitglied unseres Verbands einmal treffend bemerkte: Hätte sich am 9. November 1918 die von Karl Liebknecht ausgerufene Republik durchgesetzt, hätten die dann regierenden Sozialisten sich gut und gerne der Person Wagners als Vorbild bedienen können. Da es dazu nicht kam, wurde er wenig später von den Nazis vereinnahmt.

Interessante These, ist mir neu. – Welche von Wagners Opern gefällt Ihnen persönlich denn am besten?

Mir gefallen alle, jede hat ein sehr hohes Niveau. Wobei durchaus auch eine deutliche, auch qualitative, Entwicklung seit dem Frühwerk zu erkennen ist. Seine vielleicht größte Leistung besteht darin, dass er in jeder seiner Opern eine für den Inhalt eigentümliche Musiksprache gefunden hat. So sticht der *Lohengrin* als Höhepunkt der romantischen Oper, der *Tristan* durch seine feine Harmonik, die *Meistersinger* durch ihre historisierenden Kontrapunkte und der *Parsifal* durch seinen ätherisch-erotischen Charakter hervor, um nur einige Beispiele zu nennen.

Wobei sicher auch die Sprache einen wesentlichen Beitrag leistet. Können Sie sich vorstellen, dass man eine Wagner-Oper auf Englisch singt?

Versuche hat es tatsächlich gegeben, schon im 19. Jahrhundert, seine Opern auf Englisch, Französisch oder Italienisch zu übersetzen und zu singen, allerdings mit wenig Erfolg. Wie soll man beispielsweise den allgegenwärtigen Stabreim in anderen Sprachen darstellen? Also belässt man es bei Deutsch. Auf diese Weise hat übrigens die Begeisterung für Wagners Kunst, wie auch die Verbreitung des deutschen Kunstlieds (Schubert, Brahms, Wolf, Strauss u. v. a.) viel zur Verbreitung der deutschen Sprache in der Welt getan. In Frankreich gab es noch zu Lebzeiten des Komponisten einen regelrechten „wagnerisme“.

Diese Sprachfrage hat sich inzwischen ja wohl an allen Opernhäusern mit eingesetzten Übertitel erledigt. Aber welche Rolle spielt denn die Sprache im Werk von Richard Wagner allgemein?

Eine sehr große: Wagner war wie E. T. A. Hoffmann und Robert Schumann sowohl Schriftsteller als auch Komponist. Unzufrieden mit den Opernlibretti seiner Zeit suchte er nach einer besseren Synthese von Text und Musik. Nach der Komposition des *Lohengrin* und der ersten Teile des *Rings* beschäftigte er sich während einer musikalischen Schaffenspause einige Jahre intensiv mit den theoretischen Grundlagen seiner Opern. Das Ergebnis war u. a. die Schrift „Oper und Drama“, die grundlegend für sein in der Musikwissenschaft später so genanntes „Musikdrama“ wurde, welches

Alles hängt auch von der Entwicklung des „Bildungsbürgertums“ ab ...

übrigens zahlreiche Komponisten wie Strauss, Verdi, Puccini u. v. a. beeinflusst hat. Was die Opernlibretti angeht, so muss man sich klarmachen, dass Wagner, wenn er eine neue Oper in Angriff nahm, immer zuerst das Libretto schrieb, wobei er die Musik schon ziemlich genau im Kopf hatte. Die Niederschrift der Komposition geschah dann, das kann man anhand erhaltener Skizzen sehen, in einem



Prof. Jochen Schaaf (* 1968) unterrichtet Dirigieren an der Universität von Luxemburg. Er hat an der Musikhochschule Köln studiert und danach an mehreren Opernhäusern als Dirigent gearbeitet, inklusive verschiedener Gastspiele in Frankreich, England, Finnland, Japan und China. Auch als Pianist konzertiert er regelmäßig bei Liederabenden und Kammermusik-aufführungen. Quasi nebenberuflich leitet er auch den Richard-Wagner-Verband Trier-Luxemburg.

Die Fragen stellte Walter Krämer.

Foto: madrigal.lu

sehr komprimierten Prozess fast ohne Korrekturen.

Wie fügt sich der von Ihnen geleitete Richard-Wagner-Verband in die Pflege des Wagnererbes ein?

Die Wagnerverbände in vielen Städten Deutschlands, Europas und der ganzen Welt unterstützen Aufführungen seiner Werke, vor allem an kleinen Theatern, die allein nicht die Mittel dafür haben. So hat unser Verband seit 1987 in Trier die Aufführung von sieben verschiedenen Wagner-Opern in unterschiedlichen Inszenierungen ermöglicht oder gefördert. Ein mindestens ebenso großer Pfeiler unserer Arbeit ist die Unterstützung einer Stiftung, welche es jungen Musikern, „Stipendiaten“ ermöglicht, nach Bayreuth zu fahren und dort kostenlos zu wohnen und Aufführungen zu besuchen. Diese sogenannte „Stipendienstiftung“ geht direkt auf den Komponisten zurück; ursprünglich hatte Wagner seine Festspiele ja als Einrichtung für das Volk zum kostenlosen Besuch geplant.

Und zum Abschluss: Wie beurteilen Sie als Hochschullehrer für

Musik die aktuelle Vermittlung klassischer Musik im deutschen Schulsystem?

Zunächst gibt es in den Curricula seit den neunziger Jahren Konkurrenz durch die Unterhaltungsmusik, sicher nicht zu Unrecht. Klassische Inhalte, und hierbei nur bedingt die Opern Richard Wagners, werden sicher noch gelehrt, hier hängt jedoch alles von der Begeisterungsfähigkeit des Lehrers ab. Meine Grundschullehrerin in Koblenz, eine praktizierende Konzertsängerin, brachte uns zum Beispiel die Lieder von Franz Schubert nahe, ließ uns auch viel singen, einzeln oder als Klasse. Im Gymnasium hatte ich einen Musiklehrer, der mit uns als Schulchor das Requiem von Mozart aufführte. Auch meine Tochter, die im Sommer auf das Gymnasium wechselt, hatte in der Grundschule noch einen Lehrer, der regelmäßig klassische Musik in den Unterricht einbaute. Alles hängt, so meine ich, auch von der Entwicklung des „Bildungsbürgertums“ ab; wenn Eltern selbst klassische Musik mögen und ihre Kinder mit in Opern- und Konzertaufführungen nehmen, ist die Chance am größten, dass sich dies fortpflanzt.

„Eine Mythologie, die niemand kennt“

Die Geschichte des Volkslieds // von Walter Krämer

Leider werden deutsche Volkslieder an deutschen Schulen heute kaum noch gelernt. Und in deutschen Elternhäusern leider auch nicht mehr. Hier findet eine fast schon tragisch zu nennende Verschleuderung unseres kulturellen Erbes statt

Das Wort „Volkslied“ ist eine Erfindung von Johann Gottfried Herder. Dieser große deutsche Dichter, Übersetzer und Theologe hatte schon in jungen Jahren Volkswesen zu sammeln begonnen wie auch von anderen sammeln lassen. Etwa von seinem fünf Jahre jüngeren Zeitgenossen Johann Wolfgang von Goethe, den Herder 1771 in Straßburg getroffen hatte. „Ich habe aus dem Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht habe,“ schreibt ihm dieser. „Ein Glück, denn ihre Enkel singen sie nicht mehr. Ich habe sie bisher als meinen Schatz an meinem Herzen getragen. Alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen.“

„Unsere Volkslieder sind oft voll von einer Mythologie, die niemand im Städtgen kennt, als der

Narr, der das Volkslied gemacht hat.“ So notierte Georg Christoph Lichtenberg in seinen Sudelbüchern. Er sieht das Volkslied als die Popmusik des 18. Jahrhunderts, die Antwort des kleinen Mannes auf die gespreizte Kunstlyrik der Minne- und der Meistersänger. Aber auch als ein Kontrastprogramm zu den kunstvoll komponierten, nach der Reformation zur Erbauung der Gläubigen ersonnenen Kirchenliedern. Dieser sozusagen akademischen Musik setzt das Volkslied „das Unmittelbare und scheinbar Unzusammenhängende“ entgegen, „womit es die empfangene Empfindung weder erklärt noch betrachtet oder schildernd ausschmückt, sondern sprunghaft und blitzartig, wie sie es erhalten, wiedergibt, und gleichsam im Fluge plötzlich und ohne Übergang, wo man es am wenigsten gedacht, die wunderbarsten Aussichten eröffnet [...] Die einmal angeschlagene Empfindung, weil sie wahr und natürlich und allgemeinverständlich ist, tönt durch mehrere Generationen fort; jeder Berufene und Angeregte bildet, moduliert und ändert daran, verkürzt oder ergänzt, wie es Lust und Leid in glücklicher Stunde ihm eingibt.

So ist das Volkslied, in seiner un- ausgesetzt lebendigen Fortentwicklung, recht eigentlich das poetische Signalement der Völkerindividuen.“ So schreibt Josef von Eichendorff.

Seine akademische Weihe erhielt das Volkslied aber durch das Wirken von Johann Gottfried Herder. Als Prediger in Bückeburg stellte er seine weltberühmte Sammlung zusammen, die unter dem Titel „Alte Volkslieder“ im Jahr 1775 erstmals im Druck erschien. Sie enthielt auch viele Beiträge von außerhalb des deutschen Sprachgebiets. Denn „alle unpolizierten Nationen sind singend,“ schreibt Herder. „Und wie denn nun auch ihr Gesang sei, es ist und ist meistens ein Sammelplatz all ihrer Wissenschaft, Religion, Bewegung der Seele, Merkwürdigkeiten der Vorwelt, Freuden und Leiden ihres Lebens.“

Dieser „Sammelplatz von Wissenschaft, Religion und Seele“ wurde ein großer Verkaufserfolg; das Buch wurde mehrfach neu aufgelegt, erweitert, gekürzt und umgestellt. Am weitesten bekannt wurde es unter dem Titel »Stimmen der Völker in Liedern«, herausgegeben von Karoline Herder

und Johannes von Müller 1807, vier Jahre nach Herders Tod. Hier als pars pro toto die ersten Strophen von Lied Nr. 8 aus Herders ursprünglicher Sammlung, Ännchen von Tharau, so wie von ihm aus dem Sämtländisch-Niederdeutschen ins Hochdeutsche übersetzt:

Ännchen von Tharau ist's,
die mir gefällt,

Sie ist mein Leben,
mein Gut und mein Geld.

Ännchen von Tharau
hat wieder ihr Herz

Auf mich gerichtet
in Lieb' und in Schmerz.

Ännchen von Tharau,
mein Reichthum, mein Gut,

Du meine Seele,
mein Fleisch und mein Blut!

Käm alles Wetter
gleich auf uns zu schlahn,

Wir sind gesinnt,
beieinander zu stahn.

200 Jahre später sang Drafi Deutscher „Marmor, Stein und Eisen bricht“, eine der in Deutschland meistverkauften Schallplatten der 1960er Jahre. Irgendwelche Ähnlichkeiten?

Über das Lied zur Sprache

Musik im Deutschunterricht für Flüchtlingskinder // von Dorota Wilke

Fremd in einem fremden Land – und dann auch noch stundenlang allein auf sich gestellt, in der Schule, ohne die Eltern, die einem Halt geben. Und die Sprache, die alle anderen auf dem Schulhof sprechen, ist auch eine fremde. In Köln können Flüchtlingskinder auf Ursula Kerkmann zählen. Sie betreut in einer Grundschule Kinder

einer Willkommensklasse, die mit ihren Eltern geflüchtet sind und sich jetzt in Deutschland neu ein- und zurechtfinden müssen. Das geht am besten über die Sprache – und weil Kinder schnell lernen, setzt die gelernte Musikpädagogin hier an und verbindet den Spracherwerb spielerisch mit Musik.

Singen bewirkt noch viel mehr als Musik allein“, sagt Ursula Kerkmann, „es trägt besonders stark zur sprachlichen Entwicklung bei“. Die Lieder, die sie zweimal die Woche mit den Kindern singt, spiegeln dabei deren Lebenswirklichkeit wieder. Es geht um den Wechsel der Jahreszeiten, um die korrekte Benennung der Körperteile: „Ich versuche, Lieder zu finden, bei denen sich grammatikalische Strukturen und Artikel festigen, wo auch ein thematisches Vokabular gebündelt wird.“ Wiederholungen dieser sprachlichen Strukturen sind dabei das A und O. Wichtig ist auch die Bewegung, so Kerkmann. Viele Kinder würden

zu viel Zeit vor dem Fernseher oder der Spielkonsole verbringen, eine gesunde Körperspannung sei nicht mehr vorhanden. „Sobald sie sich aber beim Singen bewegen, bekommt der Körper Spannung, dann klingt die Stimme auch gleich viel höher.“

Kinderstimmen sind von Natur aus höher als bei Erwachsenen, weil die Stimmlippen kürzer seien. Im Kindergarten werde aber durch die erwachsenen Erzieherinnen tiefer gesungen, oft auch, weil diese die höheren Tonlagen haben verkümmern lassen. „Kinder imitieren diese tiefen Lagen, auch durch CDs, deren Kinderlieder meist tiefer eingesungen wä-

ren. Das drückt die Stimme in die Brust- statt in die Kopffresonanz.“

Ein anderer Aspekt beim Lernen von Sprache durch Musik seien einfache Melodien mit einem Fokus auf dem Text. „Der Rhythmus muss sich in der Sprache wiederfinden“, sagt Kerkmann, „eine Silbe sollte nicht über mehrere Töne gezogen werden. Melodien wie Glo-hohoho-hohoooo-ria seien kontraproduktiv. „Pro Silbe ein Ton – so wird das Gefühl für den Sprechrhythmus unterstützt.“ Poplieder seien zwar eine Versuchung, zum Spracherwerb aber ungeeignet. Auch „Im Märzen der Bauer“ sei nicht sinnvoll, da das Wort „Märzen“ kein alltäglich ge-



Musikpädagogin Ursula Kerkmann verbindet Spracherwerb und Gesang.

Foto: privat

nutztes Wort, sondern eine musikalische Schöpfung ist.

Aus den Liedern, die Kerkmann für den Unterricht in der Willkommensklasse konzipiert hat, ist mittlerweile ein ganzes Buch entstanden. Zusammen mit dem Helbling-Verlag und dem Landesmusikrat NRW, unterstützt vom Kultusministerium, ist eine Zusammenstellung gelungen, in der 80 Lieder, aber auch didaktische Methoden zur Sprachvermittlung vorgestellt werden.

Ursula Kerkmann. Lieder zum Ankommen – Sprachvermittlung und Sprachförderung durch Singen. Helbling-Verlag Rum/Innsbruck. ISBN 978-3-86227-330-0, 35,90 €

Das Gedicht im Lied – das Lied als Gedicht

Dichtung und Musik mit Johann Wolfgang von Goethe und Fanny Hensel // Von Ute Büchter-Römer

Zunächst ist wohl jeder Komponist überzeugt, daß Musik eine Sprache sei, vor allem aber, dass er mit seiner Musik etwas zu sagen hat und wirklich aussagt. Er ist überzeugt, in seiner Musik eine eigene Sprache gefunden zu haben, so wie auch jeder Dichter seine eigene Sprache spricht.“ So schreibt der Sprachwissenschaftler Bernfried Schlerath. Musik und Sprache verbinden sich im Lied, im Kunstlied, zu einer Einheit, zu einem neuen Kunstwerk. Im Kunstlied vereinigen sich die Sprache des Dichters und die Sprache des Komponisten beziehungsweise der Komponistin. Das Gedicht findet Ausdruck in Begriffen, vokalem Klang, Rhythmus und Form, die Musik vermittelt Bedeutung und Sinn der dichterischen Aussage durch Klang, Form und Rhythmus auf einer über die Begriffe hinausgehenden Ebene.

Die folgende Darstellung sucht jene besondere Wechselwirkung von Sprache im Gedicht mit der Sprache der Musik durch die Vertonung eines Goethe-Gedichts durch Fanny Hensel, geb. Mendelssohn Bartholdy, zu ergründen. Im Hause Mendelssohn in Berlin war etwa Goethe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts allgegenwärtig. Sein Freund Friedrich Zelter unterrichtete die Geschwister Felix und Fanny in der Komposition. Zelter nahm Felix mit nach Weimar, wo er Goethe durch sein Spiel beeindruckte, und Goethe sandte ein Gedicht als Geschenk an Fanny. Diese wiederum vertonte mehrere Goethe-Gedichte, unter anderem „Dämmerung senkte sich von oben“:

Dämmerung senkte sich von oben
Schon ist alle Nähe fern
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finsternisse
widerspiegelnd ruht der See.

Nur am östlichen Bereiche
Ahn ich Mondenglanz und Glut
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut,
Durch bewegte Schattenspiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge
schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Das Gedicht malt den beginnenden Abend, hält den Augenblick des Unsicheren, des unbestimm-

Andante con moto

1. Dämm - rung senk - te sich von o - ben, schon ist al - le Nä - he...
2. Nur am öst - li - chen Be - rei - che ahn ich Mon - den - glanz und...

4. fern, doch zu - erst em - por - ge - ho - - ben hol - den Lichts der A - bend -
- glut. Schlan - ker Wei - den Haar - ge - zwei - ge scher - zen auf der näch - sten

8. stern! - Al - les schwankt ins Un - ge - wis - se, Ne - bel schlei - chen
Flut, - durch be - weg - ter Schat - ten Spie - le zit - tert Lu - nas

12. in - die - Höh, schwarz - ver - tief - te Fin - ster - nis - se
Zau - ber - schein, und - durchs Au - ge schleicht die - Küh - le

15. wi - der - spie - gelnd ruht der See.
sänf - ti - gend ins Herz hin - ein.

Die Kunst eifert der Natur nach: Fanny Hensel fängt den Ton von Goethes Gedicht „Dämmerung senkte sich von oben“ (1827) wunderschön ein.

ten in einer unmerklichen Bewegung fest. Nebel verhüllt das Licht des Abendsterns, die Dämmerung hüllt die Realität, die Klarheit ins Ungewisse. Die Dämmerung wird personifiziert im Bild der abwärts gerichteten Bewegung, im Trochäus fortschreitend. Und dennoch birgt das Spielen der Wellen auf dem See und der Zauberschein des Mondes die „sänftigende Kühle“, die in das „Herz“ des lyrischen Ichs hineintaucht. Wiederum nutzt der Dichter das Mittel der Perso-

nifizierung, indem er die „Kühle“ ins Herz hineintauchen lässt. Die „Dämmerung“, das nebelige Unsichere, das Zauberschein des Mondes bergen eine Beruhigung von den unruhigen Gefühlen, den Begehrenheiten des Tages.

Die Autorin ist VDS-Mitglied und Professorin am Institut für Musikpädagogik an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Ihre Doktorarbeit „Untersuchungen zur Zeitgenössischen Improvisierten Musik mit der Stimme“ und ihre Habilitationsschrift „Aspekte des Neuen Musiktheaters und Strategien seiner Vermittlung“ hatten beide auch die Wechselwirkung von Sprache und Musik zum Gegenstand. Büchter-Römer ist ferner Autorin einer Biografie zu Fanny Hensel und mehrerer Radiosendungen über neue Musik im BR, WDR und Deutschlandfunk.

Diese Unsicherheit, das Nebelige aber auch den „Zauberglanz“ des Mondes stellt Fanny Hensel in ihrer Vertonung nach: Fanny Hensel wählt dafür die Tonart D-Dur, beginnt im Piano und wählt den punktierten Rhythmus von einer Viertel mit Achtelnote und verstärkt somit die langsam absteigende Bewegung. Nicht der volle 4/4-Takt wird genutzt, das Lied beginnt mit der Aussparung der ersten beiden Viertel des 4/4-Taktes, so dass die Silbe „senkte“ auf die erste Betonung des folgenden Taktes fällt, die Melodie fällt zudem chromatisch ab. Der Akkord führt zu B-Dur und weiter im Halbtonschritt von „f“ zu „e“, mit der Erweiterung des Gedankens der Unsicherheit durch den Akkord „e-g-b-d“. Im Verlauf der Komposition verwandelt Fanny Hensel die Harmonik und die melodische Gestalt immer wieder von klaren Augenblicken des C-Dur oder F-Dur zu Septakkorden wie e-gis-h-d oder verminderten Akkorden wie e-g-b-es oder f-as-c-a (as) oder gis-h-d-f. Diese harmonische Klanggebung zeigt die Unsicherheit des Augenblicks, und doch führt die Modulation über d-moll letztlich wieder zu D-Dur, einer versöhnlichen Empfindung am Schluss des Liedes wie im Gedicht ausgesagt. Das Klavier erhält zunächst eine gleichmäßige Achtelbewegung, die aber bei der Aussage des „Schwankens“ durch die Aussparung des ersten Achtels gerade jene Unsicherheit verstärkt, in Verbindung mit der sich ständig wandelnden Tonalität jene Aussage intensiviert. Die ständige chromatische Abfolge der Töne der Melodie machen das Lied zu einem Bild jener Schwankungen des Lichtes und der Bewegung, die die Intention des Dichters auf diese Weise verstärkt. Nebenbei bemerkt – für den Sänger oder die Sängerin bereitet diese chromatische Tonfolge erhebliche Schwierigkeiten, was die Intonation der Töne betrifft.

Dichtung und Musik malen ein Bild des verglimmenden Lichtes in der Dämmerung, der Unsicherheit und dennoch des sich beruhigenden Herzens in der Kühle des Abends.

Sturm der Liebe

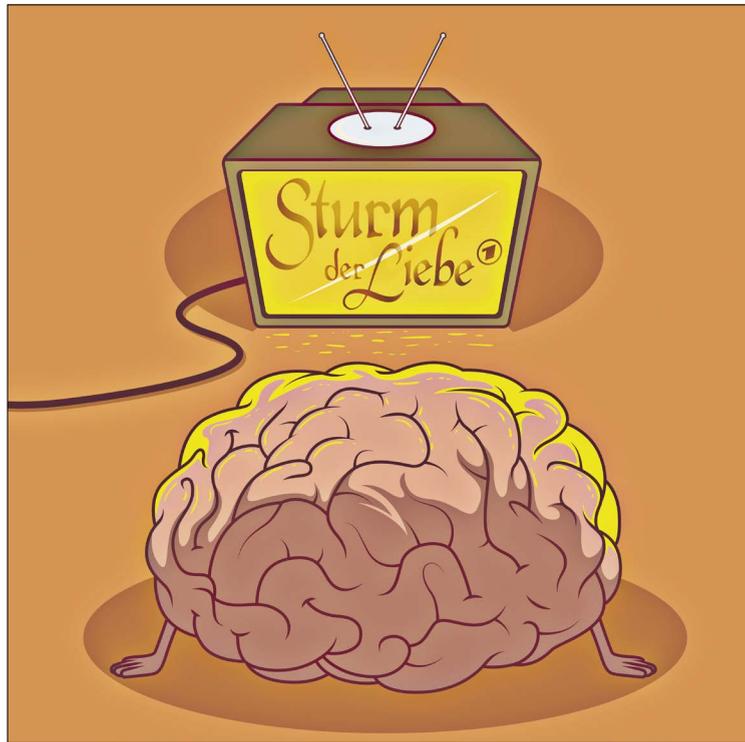
Amerikanische Popmusik besetzt deutsche Seifenoper // Von Kurt Gawlitta

In der Debatte über deutschsprachige Musik im Rundfunk, bis zu der Forderung nach einer Quote, hat sich der Verein Deutsche Sprache weitgehend auf Sendungen mit Unterhaltungsmusik im Hörfunk konzentriert. Haben Sie aber schon einmal auf die Begleit- und Hintergrundmusik der in Deutschland hergestellten Serien, den sogenannten Seifenoper, oder der Dokumentarfilme geachtet? Ich habe das, sozusagen als Fallstudie, intensiv bei der Serie „Sturm der Liebe“ getan. Sie läuft in etlichen ARD-Sendern werktags.

Ich habe vor Jahren angefangen, fast jede Folge zu schauen, damit ich mit meinem Schwiegervater ein gemeinsames Gesprächsthema hatte, und bin aus Gewohnheit dabei hängengeblieben. Die haarsträubenden Unwahrscheinlichkeiten eines unübertrefflich dreisten Drehbuchs fesseln mich inzwischen regelrecht. Ich staune, wer da alles aus einer unbekannteren Vergangenheit der Protagonisten hereinschneit, wenn der eine oder andere Darsteller endlich vom „Sturm der Liebe“ genug hat und wieder in die Freiheit des gewöhnlichen Schauspielers entlassen werden will!

Handlungsort ist ein Fünfsterne-Luxushotel, der „Fürstenthof“, in dem fiktiven, aber bayerisch gut erfundenen kleinen Bichelheim in der Nähe von Bad Tölz. Filmisch ist das landestypische Kolorit gut getroffen.

Von der Hintergrundmusik lässt sich dies allerdings nicht sagen. Die gesungene Musik läuft zu rund drei Vierteln in englischer Sprache. Sie ertönt, beginnend schon mit der Erkennungsmusik, zur Unter- oder Übermalung von Almen, Seen, Bergketten und Zwiebelturmkirchen. Vor allem aber würzt sie die Szenen unter den handelnden Personen, etwa bei der heiß ersehnten großen Versöhnung von Maja und Florian. Da brodelt im Betrachter ein schwer überbrückbarer Konflikt zwischen Ohr, Auge und dem überforderten Hirn. Wie soll es ein vernünftiger Kopf denn schaffen, zwischen der zauberhaft verschneiten Alm und der amerikanischen Popmusik einen stimmigen Zusammenhang zu knüpfen? Ich glaube, den Zuschauer stört es kaum noch. Vielleicht zuckt er gelegentlich die Schultern, denn die jahrzehntelange Gehirnwäsche hat ihr Ziel längst erreicht.



Der Massengeschmack hat sich der jahrzehntelangen Musikpolitik der Rundfunkanstalten bereits angepasst.

Musik mit Text in Landessprachen ist abgelöst durch die *eine* Weltmusik in englischer Sprache. Da Musik auf Dauer bekanntlich das Unterbewusstsein und das Gefühl umprogrammieren kann, erringt der „weiche Imperialismus“ hier täglich neue politische Siege. Der ganz normale Mitmensch mit beiden Beinen auf dem Boden weiß nämlich inzwischen, wer auf der Welt, genauer gesagt: im Westen, die große Big-Band leitet. Eine sogenannte Seifenoper mit einer bundesweiten täglichen Ausstrahlung über Jahre, wir sind am Gründonnerstag bei Folge 3572, musikgeschmacklich gekapert zu haben, bedeutet mehr, als nur eine Schlacht über die Seelen zu gewinnen!

Der Vorsitzende des Bayerischen Rundfunkrats, Dr. Lorenz Wolf, Repräsentant der Katholischen Kirche, hat sich auf meine VDS-Kritik von der betroffenen Redaktion die Antwort aufschreiben lassen und sie offensichtlich ungeprüft übernommen. Er hat sich nicht die Mühe gemacht, sozusagen eigene „Anhörung“ zu gewinnen. Eine winzige Stichprobe hätte genügt. Getreu dem pfiffigen Motto des rbb-Kulturprogramms: „Ihre Ohren werden Augen machen!“ Stattdessen das typische Abwimmelschreiben an lästige Ewiggestrige aus Leugnen und Bagatellisieren! Alles in dem Te-

nor, die Fakten seien nicht so, wie sie mir vorkämen!

Politik beginnt zwar mit einer genauen Analyse der Fakten. Was aber, wenn der Kritisierte nicht hinhören will, weil er bereits auf sein Pferd gesetzt hat? Die Ausgangslage des VDS ist tatsächlich nicht sehr aussichtsreich, denn der Massengeschmack hat sich der jahrzehntelangen Musikpolitik der Rundfunkanstalten bereits angepasst. Mancher wundert sich noch, aber niemand geht mehr auf die Barrikaden. Und wer will schon auf Kassandrarufer einiger Unverbesserlicher hören? Überholt sich das nicht durch Zeitablauf?

Was könnten wir gegen die allgemeine Teilnahmslosigkeit tun? Das Übliche, insbesondere also:

- Beschwerdebriefe an Intendanten und Redaktionen schreiben,
- kritische Artikel veröffentlichen,
- in Vorträgen auch diese Form der Kulturvergessenheit geißeln,
- auf Netzseiten das Thema aufgreifen,
- in den sogenannten Sozialen Medien, die eigentlich kommerzielle Medien heißen müssten, das Thema bearbeiten,
- in Lehrplänen der Länder und Unterrichtsmaterialien zum Thema Sprachwandel das Thema verarbeiten,

- Prominente auf unsere Seite ziehen und für öffentliche Äußerungen gewinnen,
- gelungene Filmmusiken in unsere Vereinspolitik von Positiv- und Negativpreisen einbeziehen,
- VDS-Mitglieder gewinnen, die andere Serien wie „Gute Zeiten – schlechte Zeiten“ oder „Rote Rosen“ längere Zeit beobachten und ihre gesammelten Eindrücke bei Bernd Rolff, dem Leiter unserer Arbeitsgruppe zusammentragen,
- mit anderen Sprachorganisationen wie der Fruchtbringenden Gesellschaft (Vors. Uta Seewald Heeg), dem Verein für Sprachpflege e. V. (Vors. Thomas Paulwitz) sowie dem Verein Muttersprache (Wien) in gemeinsamen Projekten zum Thema zusammenarbeiten.

Wir sollten uns jedoch von jedem selbstaufgelegten Erfolgsdruck befreien. Keiner, am wenigsten der VDS selbst, kann angesichts der politischen Ohnmacht und Finanzarmut einer Bürgerorganisation erwarten oder auch nur erhoffen, wir könnten den Alltag unserer Gesellschaft, sie befindet sich eindeutig im Zustand verfestigter Amerikanisierung, im direkten politischen Zugriff nach unseren Werten umgestalten. Wir müssen als eigene Existenzberechtigung akzeptieren, dass wir, subtil und beharrlich, versuchen, ein Bewusstsein für den sozialen und kulturellen Wert unserer deutschen Sprache wachzuhalten oder neu zu entwickeln.

Aus solch einem Ansatz unmittelbares politisches Handeln zu entwickeln, ist nicht unser Daseinszweck und wird auch durch die Regeln des Vereins- und Steuerrechts nicht gedeckt. Das Vorgehen der Finanzbehörden gegen ATTAC zur Aberkennung der Gemeinnützigkeit und die Gerichtsurteile haben dies gezeigt.

Mehr als ein Einwirken auf allgemeine Bewusstsein vermögen Bürgerorganisationen nicht, soweit sie nicht dazu übergehen, mit einzelnen politischen Organisationen satzungswidrig gezielt zusammenzuarbeiten oder sich gar unfriedlich zu radikalisieren. Aber dies will ja bei uns wohl niemand.

Der Autor ist promovierter Jurist und Vorstandsmitglied des VDS.

Gendern ist behindertenfeindlich

Die Gendersprache ist eine Zumutung für viele Behinderte. Zwar sonnt sich unsere Genderlobby gerne in einer vermeintlichen Menschenfreundlichkeit, aber in Wahrheit tritt sie die Menschenrechte immer da mit Füßen, wo es wirklich zählt, bei den sozial benachteiligten und behinderten Menschen in unserem Land.

Hat schon einmal eine hochbezahlte Lehrkraft mit Pensionsanspruch an einem unserer mehr als hundert Genderinstitute ein Bildschirmlesegerät für Blinde benutzt? Und sich anhören müssen, was ein solcher Apparat mit Gendertexten macht? „Polizist:innen“ wird durch die Bildschirmlesesoftware zu „Polizist Doppelpunkt innen“ und aus PilotInnen macht das Programm „Pilot innen“. „Darüber bin ich ehrlich gesagt ganz froh,“ schreibt uns die Besitzerin eines solchen Lesegerätes. „Stellen Sie sich mal vor, wir wären im Flugzeug und die Piloten sind nicht innen, sondern außen!“

Deshalb spricht sich der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband entschieden gegen Gendersprache aus. Auch Autisten leiden. Viele haben sich das Kommunizieren mit kurzen Zweiwortsätzen angewöhnt und kommen damit ganz gut zurecht. Aber die Gendersprache türmt nun vorher unbekannte neue Probleme vor ihnen auf.

Von den rund drei Millionen Legasthenikern und Lernbehinderten in Deutschland ganz zu schweigen. Für die wird das korrekte Schreiben und Sprechen nun erst recht zu einer Qual. „Jedes zusätzliche Zeichen stört den Lesefluss erheblich,“ sagt eine Sprecherin des Bundesverbandes Legasthenie und Dyskalkulie in Bonn. Als besonders störend werde dabei das große I empfunden, da ein Großbuchstabe sonst immer den Beginn eines neuen Wortes markiere. In Frankreich dienen diese durch Genderschrift



Gendern durch Satz- und Sonderzeichen und Binnen-I findet der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband „schwierig, da sie beim Vorlesen entweder überlesen oder mit vorgelesen werden, was den Vorlesefluss stört“.

induzierten zusätzlichen Verständnisschwierigkeiten sogar als wichtigstes Argument für das Verbot der Gendersprache im amtlichen Schriftverkehr.

Die deutsche Linkspartei hat deshalb die Gendersprache aus ihren Parteiseiten verbannt. In einem schon 2019 vom Parteivorstand verabschiedeten Konzept zur Teilhabe heißt es: „Im Interesse des flüssigen Lesens und der Maschinenlesbarkeit ist auf eine ‚gegenderte‘ Schreibweise zu verzichten.“

Vielleicht sollte man alle Genderprofessoren und -professorinnen unseres Landes zwingen, jedes Semester einen Einführungskurs in Gendersprache für Behinderte anzubieten. Dann wäre der ganze Spuk in kurzer Zeit vorbei. SN

Gendern ist fremdenfeindlich

Die Gendersprache macht es Menschen schwerer, Deutsch als Fremdsprache zu lernen. Und das erwarten wir schließlich zu Recht von allen, die nach Deutschland kommen und hier bleiben wollen – dass Zuwanderer, um auf dem deutschen Arbeitsmarkt Fuß zu fassen und den Gastgebern nicht zur Last zu fallen, zunächst einmal die deutsche Sprache lernen müssen, ist quer durch alle Parteien im Deutschen Bundestag Konsens.

Zugleich baut man durch die Gendersprache vor dieser ohnehin schon anspruchsvollen Hürde nun neue Schwierigkeiten auf. So drücken etwa Partizipien wie „studierend“ oder „lehrend“ eine Gleichzeitigkeit der Handlung aus. Dass damit jetzt auch Personen gemeint sein sollen, ist für Sprachlerner höchst verwirrend.

Auch die Eingriffe in die ohnehin schon schwer zur lernende Beugung von Hauptwörtern durch den Genderstern sind Deutschlernenden nur schwer zu vermitteln, genauso wie der früher unbekannte Zwang, auch der Mehrzahl vieler Hauptwörter ein Geschlecht zuweisen zu müssen.

Ganz abgesehen von der Tatsache, dass, wenn man beim Einkaufen oder mit Freunden die neue Sprache nutzen will, niemand so spricht wie die Genderfraktion vorschreibt. „Fänden sie es gut, wenn ihre Kursteilnehmer*innen, von solcher Selbstzerfleischung der Muttersprachler*innen zunehmend angeekelt, das GI verlassen?“ schreibt ein Deutsch lernender Belgier an das Goethe-Institut in Brüssel. SN

Von Studierenden und Doppeldenkenden

Von Bernd Fischer

Ist den Befürwortern einer konsequenten Gendersprache überhaupt bewusst, welche weitreichenden und zunächst kaum absehbaren Konsequenzen damit verbunden sind? Kürzlich hat sich eine Universitätsdozentin, deren Kursus ich besuche, bei mir erkundigt, was ich denn beruflich mache.

Da ich im Zuge einer beruflichen Neuorientierung derzeit einige Vorlesungen an der Universität besuche, ohne allerdings einen weiteren Studienabschluss anzustreben, wollte ich diese Form der Weiterbildung mit einem allgemeinen Begriff zum Ausdruck bringen, einem Begriff, der den Zweck gewissermaßen offenlässt. Folglich bezeichnete ich mich als einen „Studierenden“. Denn ein Partizipialausdruck ist besonders gut geeignet, um in der deutschen Sprache das Unbestimmte auszu-

drücken, das bedingt Zielgerichtetete, was auch meinen derzeitigen Studien zugrunde liegt. So ist ja auch ein Suchender jemand, der eher noch nicht genau weiß, wonach er eigentlich sucht, und ein sich nach vorne Tastender jemanden, der sich seines Weges noch keineswegs sicher ist. Ein Studierender ist jedenfalls kein Student (oder eine Studentin), denn mit dem Begriff Student assoziiert man jemanden, der ein mehr oder weniger klares Studienziel verfolgt, also einen Studenten der Mathematik, der Philosophie und so weiter. Es ergäbe keinerlei Sinn, von einem Studierenden der Mathematik oder der Philosophie zu sprechen – eigentlich!

In dem Moment, als ich diesen Begriff aussprach, wurde mir auch schon bewusst, dass die Verfechter der sogenannten gendergerechten Sprache es zumindest in den Universitäten bereits geschafft haben, den Begriff

Student durch den Partizipialausdruck Studierender zu ersetzen, sodass die beiden oben skizzierten unterschiedlichen Bedeutungen unter einen Begriff subsumiert werden. Folglich ergab sich die absurde Notwendigkeit, den Begriff „Studierender“ mit weiteren Erklärungen zu versehen, um Missverständnisse bezüglich meines Status zu vermeiden.

Diese künstliche und widersinnige Verwendung von Partizipialausdrücken ist der Einstieg in Orwellsches *Newspeak* und den damit einhergehenden *Doublethink*. Diese Sprachform aus dem Roman 1984 hat die Formenlehre radikal geändert und den Wortschatz drastisch verkleinert. So werden Begriffe wie *splendid* oder *bad* alle auf den Grundbegriff *good* zurückgeführt: *bad* wird zu *ungood*, *splendid* zu *doubleplusgood* und so weiter. Das Ziel dieser Unternehmung besteht letztendlich darin, bereits im Ansatz

Gedankenverbrechen (*thought-crime*) unmöglich zu machen, da irgendwann gar nicht mehr genügend Wörter zur Verfügung stünden, um solche „Verbrechen“ zu artikulieren. Wäre es gänzlich abwegig, der Gendersprechbeziehungsweise der eng verbundenen Wokeness-Bewegung ein ähnliches Motiv zu unterstellen? Denn irgendwann werden auch im Zuge der betriebenen Sprachverarmung keine Ausdrücke mehr übrigbleiben, um eine Gender- oder sonstige Diskriminierung auch nur zu denken. Dann bliebe nur noch die Möglichkeit des politisch korrekten *goodthink* übrig. So dass dann sogar der Schreiber dieser Zeilen den Begriff BürgerInnenmeisterInnenkandidatInnen wirklich *tripleultra-plusplusgood* findet!

Der Verfasser ist promovierter Physiker und Mitglied im VDS. Er betreibt den Blog: www.philippicae.de

Wem die Glottis schlägt oder vom Knacken und seinen Folgen

Von Wilfried Kürschner

Bei der Wiedergabe des beim Gendern im Geschriebenen gesetzten Sternchens, des Doppelpunktes, des Unterstrichs und dergleichen wird im Gesprochenen entgegen der landläufigen Meinung (wie sie auch in den „Sprachnachrichten“ 2/2021 zum Ausdruck kommt) nicht nur eine mehr oder weniger lange Pause gemacht, sondern es finden grammatische und lautliche Anpassungen statt. Verdeutlichen wir uns das anhand des Beispielworts „Bürger“. Daraus wird in gegen-derter Form „Bürger;innen“ (das Semikolon stehe für Sternchen, Doppelpunkt usw.). Gegenüber der femininen Form „Bürgerinnen“ wird zunächst einmal die Silbengrenze verlagert, von „Bürgerinnen“ zu „Bürger-innen“ (der Bindestrich kennzeichnet hier die Silbengrenze). Grund dafür ist die sprachsystemwidrige Umdeutung des Femininsuffixes „in(nen)“ zu einem Vollwort, so dass die Neubildung wie eine Zusammensetzung vom Typ „Bürger-initiative“ erscheint. Dies hat zwei Folgen. Zum einen erhält das vorher unbetonte Suffix eine Nebenbetonung. Zum anderen tritt hier wie in der Zusammensetzung vor das „i“ ein Knacklaut, auch Kehlkopfverschlusslaut, Glottisschlag oder ähnlich genannt. Er kommt im Deutschen regelmäßig vor anlautenden Vokalen vor, dringt aber



Das Gendersternchen ist mit grundlegenden Silbenbaugesetzen der deutschen Sprache unvereinbar.

kaum ins normale Sprachbewusstsein ein, da er in der Schrift nicht wiedergegeben wird. Man kann sich das an einem Beispiel wie „Innenarchitekt“ verdeutlichen: Vor „i“ und „a“ wird geknackt. Der Knacklaut sei hier mit „ʔ“ gekennzeichnet: „Bürger-ʔinnen“.

Beim Gendern ist aber nicht nur der Anlaut des künstlich isolierten femininen Suffixes „in(nen)“ betroffen, sondern in vielen Fällen auch der Auslaut des voranstehenden maskulinen Wortes. Es gibt zwei Prozesse: zum einen die sogenannte „Auslautverhärtung“, zum anderen die „er“-Vokalisierung (beides wird wiederum in der Schreibung nicht angezeigt). Die Auslautverhärtung betrifft die Verschlusslaute „b“, „d“ und „g“ sowie die Reibelaute „s“ und „w“: Die im Wortinnern „weich“, das heißt stimmhaft gesproche-

nen Laute werden am Wort- oder hier am Teilwortende „hart“, das heißt: stimmlos gesprochen. So wird wegen der ans Ende des maskulinen Vorderteils verlagerten Silbengrenze eine Bildung wie „Dieb;innen“ mit „p“ gesprochen: „Diep-ʔinnen“. So auch bei „d“, das zu „t“ wird („Freunt-ʔinnen“), und bei „g“ zu „k“ („Kollek-ʔinnen“). Bei „g“ tritt in der Kombination „ig“ die sogenannte Auslautspirantisierung zu „ch“ auf: „Könich-ʔinnen“. Von den betroffenen Reibelauten wird das stimmhafte „s“ wie in „Friesen“ stimmlos: „Fries-ʔinnen“, ebenso das stimmhafte „w“ wie in „Slawen“: „Slaf-ʔinnen“ bzw. in „Sklaven“: „Sklaf-ʔinnen“.

Viele der maskulinen Erstglieder gehen in der Schreibung wie oben bei „Bürger“ auf die Buchstabenverbindung „er“ oder wie

bei „Autor“ auf einen anderen Vokalbuchstaben + „r“ aus. Gesprochen wird hier ein Reduktionsvokal, das sogenannte Tief-schwa, ein leicht gehobenes kurzes „a“, ungefähr „Bürga“, „Autoa“. Bei der Ableitung der femininen Form bleiben „e“/Vokal und „r“ mit der Silbengrenze zwischen ihnen erhalten: „Bürge-rinnen“ bzw. „Auto-rinnen“, beim Gendern wird sie wieder verschoben, sodass die Aussprache etwa so wiederzugeben ist: „Bürge-ʔinnen“, „Autoa-ʔinnen“.

Zusätzlich zu diesen Auslautproblemen treten bei Wörtern wie „Arzt“ Umlaute auf, so dass die Schreibung „Ärzt;innen“ wegen der maskulinen Pluralform „Ärzte“ noch angängig erscheinen mag, im Singular aber sowohl „Arzt;in“ als auch „Ärzt;in“ seltsam sind. Noch komplizierter verhält es sich bei „Jude“ und „Jüdin“: „Jut-ʔin(nen)“ oder „Jüt-ʔin(nen)“. Mögen dies Sonderfälle sein, so bleibt doch für die Mehrzahl der betroffenen Bildungen festzuhalten, dass die genderten Knackformen als fremdartig, vom Normaldeutsch abweichend auffallen und von vielen männlichen, weiblichen und diversgeschlechtlichen Sprachteilhabern abgelehnt werden.

Wilfried Kürschner ist emeritierter Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft und Germanistische Linguistik an der Universität Vechta. Er ist Mitglied im VDS.

Frankreich verbietet Gendersprache an den Schulen

Schon 2017 hatte der damalige französische Premierminister Édouard Philippe die Verwendung des „point médian“ in regierungsamtlichen Texten untersagt. Dieser Punkt ist das französische Äquivalent des deutschen Gendersterns und soll die männliche und die weibliche Form eines Wortes trennen. So soll etwa für Abgeordnete „les député-es“ geschrieben werden, und aus Wählern werden „les électeur-rices“.

Diesem Unfug schob Philippe einen Riegel vor. Jetzt hat Bildungsminister Jean-Michel Blanquer für die Schulen nachgezogen und auch dort die so genannte „gendergerechte“ Schriftsprache verboten. Der Erlass trat im Mai in Kraft. Zur Begründung hieß es, diese Schreibweise stimme nicht mit den in den Lehrplänen verein-



„Ein Hindernis für das Lesen und Verstehen“: Frankreichs Bildungsminister Blanquer hat den Schulen das Gendern untersagt.

© Philippe Devernay/ Education.gouv.fr

barten Regeln überein. Die Pünktchenwörter zur Umsetzung der geschlechtergerechten Sprache behinderten sowohl das Lesen als auch das Erlernen der französischen Sprache. Vor allem Schüler mit einer Leserechtschreib-Schwäche täten sich damit schwer.

So einfach geht das, wenn die für Kultur und Sprache zuständigen Regierungsvertreter das tun, wofür sie gewählt wurden und wofür wir sie bezahlen. SN

Netzwerk Wissenschaftsfreiheit gegen Zwang zum Genderstern

Das Netzwerk Wissenschaftsfreiheit „tritt dafür ein, dass niemandem eine als geschlechterinklusiv deklarierte Sprache aufgezwungen werden darf, die nicht den Regeln der deutschen Rechtschreibung entspricht.“ So heißt es in einer Stellungnahme vom 26. Juni: „Insbesondere darf niemand gezwungen werden, – in wissenschaftlichen Publikationen, – offizieller Korrespondenz, – universitären Gremien und Internetauftritten, – in Lehrveranstaltungen, akademischen Prüfungen sowie – in Bewerbungs-, Berufungs- und Akkreditierungsverfahren Formen geschlechterinklusive Sprache zu verwenden.“

Das Netzwerk Wissenschaftsfreiheit ist ein 2020 gegründeter Zusammenschluss von Wissen-



Hauptziel des Netzwerkes ist es, die Voraussetzungen freiheitlicher Forschung und Lehre an den Hochschulen zu verteidigen und zu stärken.

schaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, um die Freiheit von Forschung und Lehre gegen ideologisch motivierte Einschränkungen zu verteidigen. Zu seinen bisher rund 600 Mitgliedern (mit stark steigender Tendenz) gehören auch zahlreiche Vertreter des VDS.

SN
<https://www.netzwerk-wissenschaftsfreiheit.de/gendersprache-zwang/>

Der Fisch stinkt vom Kopf

Gender-Schluckauf im ZDF ist Entscheidung des Intendanten // Von Roland Tichy

Warum quälen oder quälten Claus Kleber und Petra Gerster die Zuschauer des ZDF mit ihren persönlichen Sprachmarotten, auf Kosten von Verständnis, Klarheit und Wahrheit der Information? Offensichtlich will es die Senderleitung so.

Der frühere Ministerialbeamte Dr. Wolfgang Specht ist irritiert: Immer öfter stören Claus Kleber (demnächst ausscheidend) und Petra Gerster (inzwischen ausgeschieden) den Fluss der gesprochenen Nachrichten durch seltsame Sprechpausen. Plötzlich ist von „Kommandeur-Schluck-innen“ der Hamas die Rede, ohne dass es je Frauen in der Spitze der Terror-Organisation gegeben hätte. Solche sinnwidrigen Abschweifungen irritieren, und verzerren darüber hinaus die Information. Dabei sollen Meldungen für Nachrichtensendungen präzise, kurz und verständlich formuliert werden. Anders als bei Zeitungen kann ein Hörer einen Satz, den er nicht verstanden hat, nicht noch einmal lesen bzw. hören. Eine fehlerhafte Grammatik ist Gift für das Verständnis.

Warum also schließt das ZDF seine Hörer von Nachrichten und Moderationen aus und macht Informationen unverständlich? Ist es die Marotte einiger TV-Stars, die sich gegen Ende ihrer Karriere mit vermeintlicher Jugendlichkeit schmücken wollen und den Zeitgeist zu Lasten von Klarheit umarmen?

Ein Brief an das ZDF und eine (falsche) Antwort

Dr. Specht wollte es wissen. Er schreibt: *Sehr geehrte Damen und Herren, einführend erinnere ich Sie daran, dass das ZDF als Anstalt des öffentlichen Rechts mit seinem Fernsehprogramm der Allgemeinheit dienen muss und in seiner sprachlichen Ausgabe das Publikum verständlich und neutral unter Benutzung der deutschen Standardsprache unterrichten soll.*

Neuerdings vermitteln Nachrichtensprecher und Moderatoren aktuelle Informationen und damit verbundene Erläuterungen immer häufiger eigenmächtig in sogenannter Gender-Sprache und üben damit erkennbar eine Sprachlenkung



„von oben“ aus. Der aufmerksame Zuschauer bemerkt dabei auffallend gewollte sprachliche Regelverletzungen und eine arrogante Sprachbevormundung ..., die mit einer angeblich tendenzfreien Nachrichtensendung nicht vereinbar ist.

Das ZDF, für sein Personal verantwortlicher Arbeitgeber und Dienstherr, sollte seine Mitarbeiter, vor allem die Moderatoren Claus Kleber und Petra Gerster, anweisen, die von ihnen moderierten Nachrichten in der deutschen Hochsprache auch im Sinne allgemeiner Klarheit und Verständlichkeit und damit auch tendenzlos, ohne eine Meinung aufzuzwingen, vorzutragen [...]

*Mit freundlichen Grüßen,
Dr. Wolfgang Specht*

Das ZDF antwortet gelangweilt mit einem Serienbrief: *Sehr geehrte Zuschauerin, sehr geehrter Zuschauer, vielen Dank für Ihre E-Mail an das ZDF [...] Das ZDF möchte diskriminierungsfrei kommunizieren und achtet dabei auch darauf, wie sich Gesellschaft und Sprache verändern. Unser gesamtes Publikum soll sich im Programm angesprochen und durch die Ansprache wertschätzend behandelt fühlen. In der schriftlichen Kommunikation verwenden wir daher den Genderstern. Für die Sprache in journalistischen Beiträgen, vor allem bei der gesprochenen Sprache, gibt es keine Vorgaben und Regelungen [...]*

*Mit freundlichen Grüßen,
Ihr Zuschauerservice*

Der zentrale Satz lautet: Für die Sprache in journalistischen Beiträgen, vor allem bei der gesprochenen Sprache, gibt es keine Vorgaben und Regelungen.

Kann beim ZDF jeder murksen und pfuschen wie er will?

Dr. Specht lässt sich aber von der Antwortmaschine nicht abspesen. Tendenziöse Sprache dürfe nicht hingenommen werden; das sei ein „Organisationsversagen“: *Sehr geehrte Damen und Herren, ... Sie [haben] mitgeteilt, dass es für die gesprochene Sprache in journalistischen Beiträgen keine Vorgaben und Regelungen gäbe und die Redaktionen über die Form der Nachrichtensprache selbst entscheiden. Diese den Redaktionen und Moderatoren eingeräumte Entscheidungsbefugnis ist ein schwerwiegender Organisationsfehler, da die Geschäftsführung Verantwortung für den Gebrauch einer regelgerechten Sprache auf Mitarbeiter delegiert, die beim Sprechen tendenziös motiviert sind und bei ihrer Arbeit diese Tendenz zum Ärger der Allgemeinheit schrankenlos ausleben können. Dem ZDF als Anstalt des öffentlichen Rechts obliegt nunmehr die Organisationspflicht, in die bestehende Organisation einzugreifen, um den aufgetretenen Organisationsmangel, nämlich gewollte Verwendung regelwidriger Sprache, zu beseitigen [...]*

*Mit freundlichen Grüßen,
Dr. Wolfgang Specht*

Organisationsversagen ist ein schwerwiegender Vorwurf. Haben der Intendant des ZDF und sein Leitungsgremium aus hochbezahlten Chefredakteuren, Abteilungsleitern und anderen Leitungspositionen aufgehört, den eigenen Nachrichten zuzuhören? Kann beim ZDF jeder sprechen, wie er will, und unkontrolliert Unsinn verzapfen?

Das nun doch nicht. Diesmal ist es kein Serienbrief, sondern eine individuelle Antwort – und die hat es in sich: *Sehr geehrter Herr Dr. Specht, vielen Dank für Ihre neuerliche E-Mail. Die Entscheidung für eine gendergerechte Sprache ist eine des Hauses.*

Das ZDF wird diese Diskussion jedenfalls weiterführen und sich für ein respektvolles Miteinander in der Sprache engagieren.

*Mit freundlichen Grüßen,
Ihr Zuschauerservice*

Der letzte Absatz ist der entscheidende – es gibt also doch eine zentrale Anweisung, also genau das, was der Serienbrief zunächst versucht hatte zu verschleiern. Aber ist es wirklich ein respektvolles Miteinander, wenn die Mehrheit der Zuschauer den Faden verliert, weil ein paar Aktivisten den Intendanten überzeugt haben, dass Schluckpausen und die vielen -innen die Verständlichkeit erhöhen?

Wolf Schneider, einer der Großmeister der Journalistenausbildung, formulierte in seinem Standard-Werk „Deutsch für Profis“: Hörer wollen „müheles“ (Hervorhebung von Schneider) verstehen, und sie haben Recht. Journalisten betreiben ein Serviceunternehmen; der Service, den wir zu bieten haben und von dem wir leben, heißt: Information, interessant und leicht verständlich dargeboten.

Nur öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten und saturierte Abonnementszeitungen können es sich leisten, ihren Benutzern auf weiten Strecken diesen Service zu verweigern.

Der Autor ist der Gründer und Herausgeber des unabhängigen Politmagazins Tichys Einblick (TE). Dieser Text ist eine gekürzte Fassung eines Artikels aus TE vom 26. Mai 2021.

Anmerkung der Redaktion:

Im Juli 2021 wählte der ZDF-Fernsehrat einen neuen Intendanten. Wir sind gespannt, ob er die Fehler seines Vorgängers korrigiert.

Ist das wichtig **oder** kann das weg?

Die deutsche Sprache spielt zur Bundestagswahl bisher kaum eine Rolle // Von Claus Maas

Die Frage, welche Partei er am 26. September wählen soll, wird wohl niemand allein daran festmachen, wie diese zu Fragen der „Sprachpolitik“ steht. Allerdings verrät eine politische Gruppe auch etwas über ihr Menschen- und Gesellschaftsbild, je nachdem welche Bedeutung sie der Sprache im gesellschaftlichen Miteinander zuspricht – und daher lohnt ein vergleichender Blick auf die Wahlprogramme durchaus.

Inzwischen sind alle Programme der im Bundestag vertretenen Parteien zumindest als Entwurf im Internet auffindbar. (www.bundestagswahl-2021.de/wahlprogramme)

Es stellt sich natürlich nicht nur die Frage, wie die Parteien es mit dem „Gendern“ halten. Sprache ist auch in anderen Bereichen ein relevantes Thema, z. B. in der schulischen Bildung, bei der Integration sowie bei Kultur und Medien.

Ein Überblick ergibt, dass das Thema in den meisten Programmen wenig Beachtung findet. Bei der SPD und bei den Grünen spielt Sprache weder in den Bereichen Medien und Kultur eine Rolle, noch auch bei der schulischen Bildung. Lediglich für die Integration scheinen ihnen Alphabetisierungs- und Sprachkurse sinnvoll zu sein.

Beim Thema „Geschlechtergerechtigkeit“, das die Idee der „Gleichberechtigung“ oder „Gleichstellung von Männern und Frauen“ dort begrifflich abgelöst hat, gehen beide nicht auf die vorgebliche Rolle der Sprache ein – ihre Programme sind aber nahezu gänzlich mit Sternen und Geschlechtermarkierungen durchsexualisiert. Die „Sprachnorm“ als Basis der allgemeinen Verständigung wird also bereits zugunsten ideologischer Sprachgestaltung außer Kraft gesetzt – bei den Grünen ist es programmatisch gesehen sogar „Zeit für eine feministische Regierung“.

Abzuwarten bleibt, welche Inhalte sich z. B. hinter einem von ihnen angekündigten „bundesweiten ressortübergreifenden Aktionsplan für die Akzeptanz sexueller und geschlechtlicher Vielfalt“ verbergen, und welche sprachideologischen Eingriffe davon zu erwarten sind. Mangelnde Konsequenz kann man der Partei jedenfalls nicht vorwerfen. In der Entwurfsfassung wurden die Adressaten im Vorwort noch ganz traditionell als „Liebe Wählerinnen und Wähler“ angespro-

chen, in der Endfassung entschied man sich dann doch für die lieben „Wähler*innen“.

Ein interessantes Gesellschaftsbild vermittelt das SPD-Programm: während Bürger*innen, Arbeitnehmer*innen oder Demokrat*innen offenbar in allen denkbaren „Geschlechtsidentitäten“ zu finden sind, lassen sich böse Wesen wie „Nationalisten“ und „Populisten“, oder gar „Extremisten“ und „Terroristen“ dort eindeutig nur einem Geschlecht zuordnen – wenn das nicht konsequent „geschlechtersensibel“ ist!

Auch die Linke leistet sich diese Inkonsistenz: Durchweg wird der Genderstern verwendet, aber „Eigentümer“, „Investoren“ und „Gutverdiener“ bleiben im linken Weltbild unverrückbar männlich! Auch „Anwälten“ und „Beratern“ von Steuervermeidern haftet das Männliche unweigerlich an. Während Sprache bei Bildung und Kultur keine Rolle zu spielen scheint, wird ihre Bedeutung für die „Vielfalt geschlechtlicher und sexueller Identitäten“ ausdrücklich hervorgehoben.

Die FDP vermeidet offenbar bewusst das generische Maskulinum, spricht stattdessen von Steuerzahlerinnen und Steuerzahlern, Rentnerinnen und Rentnern, Erzieherinnen und Erziehern, mitunter auch von „Lernenden“. Die Programmierer scheinen aber eine Sprachberatung mit Augenmaß und Stil zu haben: „Lehrerausbil-

dung“ bleibt „Lehrerausbildung“ – ohne dass man befürchten muss, dass künftig Lehrerinnen von den Schulen ferngehalten werden.

Immerhin erkennt die FDP ausdrücklich die Bedeutung der Sprache als wichtiges Element der Bildung und fordert, dass diese in den Schulen „früh gefördert“ wird. Sie befürwortet Sprachtests für alle Kinder ein Jahr vor der Einschulung und betont die Notwendigkeit von Fördermaßnahmen. Die ausdrückliche Forderung, dass „Kultur“ (allgemein) als „Staatsziel“ ins Grundgesetz aufgenommen werden soll, lässt hoffen, dass vielleicht auch die Sprache in diesem Zusammenhang noch einmal Beachtung findet.

Wer seine Wahlentscheidung ausschließlich an einer positiven Einstellung zur Sprache als Kulturgut festmachen will, dem dient sich die AfD an. Sie betrachtet die Sprache als „Zentrum der deutschen Identität“, lehnt Gendersprache ausdrücklich ab und will „qualifizierte Zuwanderung“ u. a. von „Sprachkenntnis und Spracherwerb“ abhängig machen. Aber wer verengt schon die Wahlentscheidung ausschließlich auf die Sprachpolitik? Und natürlich gilt es, einzelne Aussagen und Forderungen stets im Kontext zu sehen.

Bei der CDU vermisst man leider eine angemessene Berücksichtigung sprachlicher Themen. Wer wie sie ein „harmonisches Menschen- und Gesellschaftsbild“

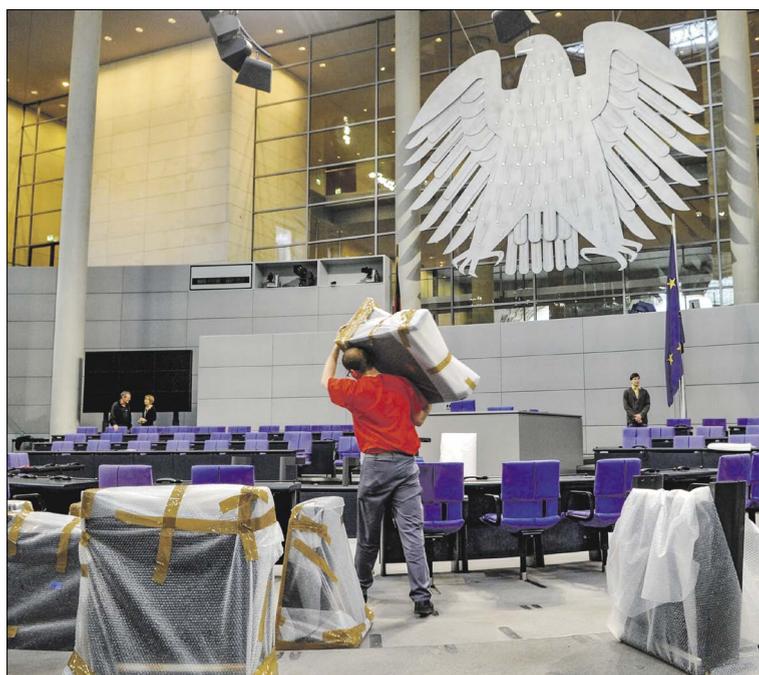
zum Ziel hat, sollte aber der Rolle der Sprache unbedingt mehr Raum geben. Immerhin sieht auch die CDU die Notwendigkeit, dass Kinder frühzeitig umfassende Sprachförderung erhalten und der Erwerb der deutschen Sprache vor dem Grundschulalter zwingend erforderlich ist. Aussagen zur Bedeutung sprachlicher Bildung für die Persönlichkeitsentwicklung über die „elementare Kulturtechnik Lesen und Schreiben“ hinaus sucht man jedoch vergeblich. Digitalisierung, Innovation und Modernisierung, so wichtig sie für das Land sind, nehmen im Programm viel Raum ein – die sprachliche Komponente findet da wenig Beachtung.

Kandidaten zur Sprache befragen

Eine weitere Chance, dem Thema Sprache Aufmerksamkeit zu widmen, wird im Kapitel zur „Kulturation Deutschland“ vertan – zwar gilt, dass Kultur „Identität, Gemeinschaft und Zusammenhalt“ stiftet, aber eine Aussage zur Bedeutung der Sprache als Kulturgut sucht man vergeblich. Unabhängig von der Frage, ob man seine eigene Wahlentscheidung davon abhängig macht, kann es sinnvoll sein, die in den Wahlkreisen antretenden Kandidatinnen und Kandidaten zu befragen, wie sie zu Fragen der Sprachpolitik und z. B. zur Ausbreitung der Gendersprache in öffentlichen Institutionen stehen. Damit kann man als Wähler den künftigen Abgeordneten deutlich machen, dass einem dieses Thema wichtig ist.

Der VDS stellt deshalb auf seiner Internetseite ein Musterschreiben zur Verfügung, das Interessierte herunterladen und ihren Wahlkreisbewerbern zukommen lassen können.

Ein gutes Beispiel hat hierzu bereits die VDS-Regionalleiterin in Dresden, Eva Maria Oelschlegel, gegeben. Sie erhielt etwa von der CDU-Abgeordneten Veronika Bellmann eine zustimmende Antwort. Diese vertritt ausdrücklich die Auffassung, dass vor allem die Einhaltung bestehender Regeln der Rechtschreibung und der Grammatik ein Zeichen respektvollen Umgangs seien, und dass zu Genderformen wie Sternchen u. a. „Verwaltungsvorschriften“ ergehen sollten, die „den Gebrauch an allgemeinbildenden Schulen verbieten“.



Mehr Gendersternchen als Inhalte – die übrigen Parteien im Deutschen Bundestag überlassen das Thema Sprache zu großen Teilen der AfD.

POPULISMUS

Kurze Reflexion eines immer häufiger verwendeten Begriffs // von Dietrich von der Oelsnitz

Ich gestehe, dass ich mir gelegentlich im Internet uralte Interviews anschauere, die Günter Gaus (ehemals Ständiger Vertreter der Bundesrepublik in Ost-Berlin) für die ARD mit wegweisenden Personen wie Konrad Adenauer, Ludwig Ehrhardt oder Gustaf Gründgens geführt hat. Ein solches Format existiert heute kaum noch im TV. Bei mir ist hängengeblieben, was Golo Mann, Historiker und Sohn Thomas Manns, u. a. sagte: „Ohne Bindung, ohne Treue, von nichts anderem getrieben als dem ökonomischen Interesse, kann keine Gesellschaft bestehen.“ Auf die Nachfrage von Gaus, ob das nicht Skeptizismus wäre, antwortete Mann: „Ich glaube im allgemeinen nicht sehr an –Ismen.“

Und genau so geht es mit den Begriffen Sexismus, Rassismus (Pippi Langstrumpfs „Negerkönig“: Astrid Lindgren als Rassistin?), Chauvinismus oder auch Populismus. Letzterer fällt mittlerweile in jeder zweiten Talkshow, in so gut wie jeder Bundestagsdebatte und immer häufiger auch im privaten Bekanntenkreis. „Populismus“ ist dann fast immer negativ und ausgrenzend gemeint. Man sagt seinem Gesprächspartner allerdings nicht: „Was Sie sagen, ist falsch“ – nein, sachlich falsch war es ja auch nicht. Aber eben irgendwie unsympathisch, subjektiv unangenehm. Genauer definiert wird der Begriff nicht. Die eigentliche Idee dahinter: Es gibt nur eine korrekte Weltanschauung – und das ist zufällig meine.

Ein Begriff macht Karriere

Ein solcher Wortgebrauch zeigt zweierlei. Erstens eine Selbstentlarvung des Sprechenden. Dieser ist nämlich nicht bereit, seine eigenen Wertvorstellungen zu hinterfragen (oder auch nur mit Argumenten zu begründen) und verlangt folglich, alle müssten die Welt so sehen wie er. Das ist zudem autoritär – und erinnert ein wenig an das uns mittlerweile schon in amtlichen Gesetzestexten oktroyierte Gendersternchen. Tugendhafte Sprachmoral ohne stichhaltige Argumente, von oben verordnet.

Zweitens wird „Populismus“ mehr und mehr zu einem politischen Kampfbegriff bzw. einem unverbindlichen politischen



Wo verläuft die Grenze zwischen funktionierender, pluralistischer Demokratie und „fiesem“ Populismus? Gibt es einen guten und einen bösen Populismus?

Schimpfwort. Jeder und jede kann das Wort ohne weitere inhaltliche Füllung gebrauchen. Man schalte die öffentlichen Radiosender ein und bemerke: Populisten sind immer die anderen. Und irgendwie auch immer dieselben Personen: Trump, Gauland, Querdenker – und wahrscheinlich auch unser VDS.

Populist wird jemand offenbar allein schon dadurch, dass ein anderer ihn so nennt. Ein sachlicher Nachweis muss nicht erbracht werden. Quasi ist derjenige, der den Begriff als erster in die Runde wirft, im Recht. Wer zuerst „betroffen“ ist, gewinnt. Bei der prinzipiellen Prägung unserer Staatsfunks ist es denn auch kein Wunder, dass die Bezeichnung Rechtspopulismus gar keine Entsprechung auf der anderen Seite des Parteienspektrums hat – von Linkspopulisten hört man bei ARD und ZDF so gut wie nie.

Als Ökonom denke ich manchmal: Ist denn das Versprechen von SPD und Grünen, allen Erwachsenen in unserem Land, werktätig oder nicht, ein bedingungs- und damit leistungsloses Grundeinkommen zu versprechen, nicht auch blanker Populismus?

Abgesehen davon, dass wir ein solches Grundeinkommen bereits haben – es heißt Hartz IV –, ist auch bereits die Bezeichnung dieses linken Projektes sprachlich manipulativ. Denn Einkommen ist in den Wirtschaftswissenschaften klar definiert – nämlich als Entlohnung von Arbeit abhängig Beschäftigter.

„Wenn man zusätzlich mitteilen will, das Kritisierte wäre nicht nur töricht, sondern außerdem gefährlich, dann lässt man den Populismusbegriff in den Begriff des Radikalismus übergehen: Nicht nur abstoßend wäre das Geäußerte, sondern auch noch überscharf und verletzend. Und wann immer der Vorwurf des Radikalismus nicht zu reichen scheint, greift man zum Begriff des Extremismus. So moralisch abseitig wäre die kritisierte Position, dass deren Vertreter sich nun wirklich außerhalb jeder Vernunft betätigen.“ Dies beobachtet klug der Politikwissenschaftler Werner Patzelt in seinem lesenswerten Buch CDU, AfD und die politische Torheit (Verlag Weltbuch, 2019, S. 223). Wer also die offenbar angestrebte Multikulturalität unseres Landes oder seine bis heute offenen Grenzen hinterfragt, die laxen Abschiebep Praxis anspricht oder gar ein offenbar geplantes, postnationales Europa ohne Grenzen kritisiert – ja, der ist mal mindestens Populist oder Nationalchauvinist.

Abwägen und differenzieren statt Freund-Feind-Denke

Dabei hat populistisch nicht ganz zufällig Ähnlichkeit mit „populär“. In der alten römischen Republik war „populus“ das Volk und wurde vertreten von den Popularen. Diese haben die Interessen des einfachen Mannes gegen die deutlich einflussreicheren Optimaten vertreten. Bei Patzelt habe ich gelernt, dass der Begriff „Po-

pulismus“ ebenfalls in den USA des späten 19. Jahrhunderts positiv geprägt war, nämlich als Selbstbezeichnung einer aufmüpfigen Farmerbewegung, die sich gegen den ausbeuterischen Ostküsten-Kapitalismus richtete. Es gibt folglich sowohl einen Populismus von unten als auch einen Populismus von oben. Nur wird der letztere meist nicht so genannt (siehe Grundeinkommen). Das hat wieder mit unseren Medien zu tun – aber Sie wissen ja selbst, nach welchen Kriterien Intendanten und Redakteur-Stellen besetzt werden.

Ist in einer Demokratie nicht Widerspruch sogar erwünscht? Wo verläuft dann also die Grenze zwischen funktionierender, pluralistischer Demokratie und „fiesem“ Populismus? Gibt es einen guten und einen bösen Populismus? Auch gute Vorgesetzte können durchaus Demagogen sein. Man sieht: Klare Grenzen im Sinne des heute üblichen Schwarz-Weiß-Denkens sind hier kaum zu ziehen. Hören wir also auf, missliebige Aussagen bestimmter Parteien oder Personen reflexartig das Populismusmäntelchen umzuhängen. Sachargumente zählen – nicht Polemik. Und vielleicht verzichtet man auch einfach mal darauf, jedem Andersdenkenden auch noch die letzte eigene Meinungsfacette aufdrücken zu wollen.

Der Autor ist Professor für Betriebswirtschaftslehre, Direktor des Instituts für Unternehmensführung und Organisation der TU Braunschweig und Leiter der VDS-Region 38.

Prof. Dr. R. Alexander Lorz

Ideologie aus dem Unterricht raushalten

Herr Minister Lorz, wenn Sie an den Deutschunterricht in Ihrer Schulzeit denken, was fällt Ihnen als Erstes ein?

Als Kind habe ich frühzeitig die Freude am Lesen und Schreiben entdeckt. Deswegen ist es mir auch vergleichsweise leichtgefallen, wenn es im Unterricht darum ging, Texte zu schreiben oder dickere Bücher zu lesen. Ich glaube unsere Lehrkräfte gehen heute, was die Vermittlung grundlegender Kompetenzen wie Lesen und Schreiben angeht, weit weniger ideologisch an die Sache heran als noch zu meiner Schulzeit. Viele bildungspolitische Experimente, die in den zurückliegenden Jahrzehnten – oft zum Leidwesen der Schülerinnen und Schüler – durchgeführt wurden, haben sich als wenig zielführend erwiesen.

Von Beginn an war es mir deshalb als Kultusminister ein großes Anliegen, die Ideologie aus dem Unterricht so weit es geht herauszuhalten. Das ist nicht immer leicht, aber es lohnt sich, sorgt es doch dafür, dass sich die Kinder auf das konzentrieren können, was wirklich wichtig ist: das Erlernen basaler Fähigkeiten wie Lesen und Schreiben.

Was hebt Hessen im Vergleich zu anderen Ländern ab, um unseren Kindern unsere Sprache gut näherzubringen? Welche Ziele verfolgen Sie mit der aktuellen Schulpolitik bezogen auf unsere deutsche Sprache?

Das Beherrschen der deutschen Sprache beeinflusst entscheidend den Erfolg von Kindern und Jugendlichen in Schule und Beruf. In Hessen nehmen wir deshalb alle Bildungsphasen in den Blick und stärken unsere Schülerinnen und Schüler mit zahlreichen Förderangeboten. Vor allem für Schülerinnen und Schüler, die zu Hause wenig Deutsch sprechen, ist jede Unterrichtsstunde wertvoll. Die wichtigste Maßnahme für sie besteht von daher in der konsequenten Umsetzung der Maßnahmen unseres schulischen Gesamtsprachförderkonzepts, angefangen bei den Vorlaufkursen über Deutsch-Förderkurse und Intensivsprachfördermaßnahmen während der eigentlichen Schulzeit bis hin zur Deutschförderung während der dualen Ausbildung. Hiermit sind wir in den vergangenen Jahren sehr gut gefahren.



Der Jurist **Ralph Alexander Lorz** (CDU) ist seit 2014 Kultusminister in Hessen. Seit 2017 gehört er dem Präsidium der Kultusministerkonferenz an.

Die Fragen stellte Lukas Honemann. Er ist Student und CDU-Fraktionsgeschäftsführer im Kreistag Kassel sowie Leiter der VDS-Arbeitsgruppe CDU/CSU für gutes Deutsch. Foto: Patrick Liste

Daran anknüpfend haben wir in Hessen vor Kurzem ein großes Maßnahmenpaket vorgestellt, mit dem wir Kinder noch besser in die Lage versetzen, unsere Sprache zu lernen. Neben verpflichtenden Vorlaufkursen für Kinder mit Schwierigkeiten in Deutsch und einer zusätzlichen Deutschstunde für alle Kinder in der Grundschule geht es dabei unter anderem auch um das korrekte Schreibenler-

Stärkung der Bildungssprache Deutsch in der Lehrerausbildung verankern

nen von Beginn an, einen Grundwortschatz an Wörtern, den jedes Kind bis zum Verlassen der Grundschule kennen muss, sowie einen verbindlichen Fehlerindex in den höheren Jahrgangsstufen. Neben diesen kurzfristigen Maßnahmen wollen wir die Stärkung der Bildungssprache Deutsch zudem grundlegend in der künftigen Lehrerausbildung verankern.

Wie stehen Sie zum „Gendern“ in der Schule? Ist die Benotung des „Genderns“ in der Schule denkbar?

Unsere Sprache befindet sich in einem ständigen Fluss, und das ist auch gut so. Manche Ausdrücke, die früher einmal allen geläufig waren, verstehen heute nur noch die wenigsten. Sprache ist dabei immer auch geprägt von ihrer Zeit und den gesellschaftlichen Umständen.

Für viele war es zum Beispiel lange Zeit selbstverständlich, nur das generische Maskulinum zu verwenden. Aber es macht schon einen Unterschied, ob man stell-

vertretend für den gesamten Berufsstand von Lehrern spricht oder von Lehrerinnen und Lehrern. Deshalb ist es nur recht und billig, wenn Frauen heutzutage einfordern, dass sie ganz selbstverständlich gleichberechtigt mitgenannt werden – ob nun in einem schulischen Kontext, im Berufsalltag oder im Privaten.

Ein wenig anders ist es beim Gendern, das von Zeit zu Zeit ein wenig über dieses Ziel der Gleichberechtigung hinauszuschießen scheint. Verfechterinnen und Verfechter einer gendergerechten Sprache sind von dem Wunsch beseelt, alle Geschlechtsausprägungen in den normalen Sprachgebrauch zu integrieren. Dabei übersehen sie, dass damit letztlich niemandem geholfen ist – weder der breiten Masse noch dem oder der Einzelnen.

Am meisten leidet unter dem immer mehr um sich greifenden „Genderwahn“ das Verständnis von Geschriebenem und Gesprochenem – und das bedauere ich sehr. Denn worauf es bei Kommunikation am meisten ankommt, sind Verständigung und Austausch. Wenn ich in dieser Debatte also Partei ergreife für ein Bewahren unserer etablierten und nachvollziehbaren Rechtschreibregeln, geht es mir nicht darum, einen Teil der Bevölkerung auszugrenzen, sondern im Gegenteil den Schatz, den die deutsche Sprache für uns alle bedeutet, zu bewahren.

Besonders in der Grundschule geht es darum, die deutsche Sprache korrekt zu lernen. Ich bin der festen Überzeugung, dass keinem Kind damit geholfen ist, wenn es sich beim Lesen eines Textes erst mühsam durch einen Dschungel

aus Sternchen und Unterstrichen kämpfen muss, bevor es sich dem eigentlichen Inhalt widmen kann. Deshalb halte ich auch nichts von der an einigen Universitäten angewandten Praxis, einen Malus zu verteilen, wenn nicht korrekt gegendert wird.

Im Deutschunterricht wurden bisher die großen Klassiker bearbeitet. Manche Länder weichen das auf; bedeutet das bald das Ende für Goethes „Faust“? Wie steht Ihre Politik dazu?

Meine Meinung dazu ist ganz klar: An Hessens Schulen wird auch in Zukunft deutsche und internationale Weltliteratur gelesen. Und das aus gutem Grund: Im Gymnasium geht es eben nicht an erster Stelle darum, Kinder und Jugendliche möglichst spezifisch auf das spätere Berufsleben vorzubereiten, sondern sie allgemein zu bilden und ihnen einen Zugang zu Kunst und Kultur zu ermöglichen. Damit will ich gar nicht sagen, dass nur Literatur von Weltrang oder „dicke Schinken“ im Unterricht gelesen werden sollten. Damit werden wir der Komplexität der immer digitaleren Welt mit ihrer Flut an täglich neu hinzukommenden Informationen nicht gerecht. Aber wir sollten uns eben auch nicht darauf beschränken, Kinder und Jugendliche nur noch leicht verständliche, kurze Texte lesen zu lassen.

Das Gefühl, das sich einstellt, wenn man ein wirklich bedeutendes Werk bis zum Ende gelesen hat, ist die Mühe allemal wert.

Ein guter Deutschunterricht verbindet beides: Er weckt das Interesse an klassischer Bildung und bereitet die Schülerinnen und Schüler gleichzeitig auf die Anforderungen des modernen Berufslebens vor.

Jacob-Grimm-Preis 2021 für Herta Müller

Die Schriftstellerin und Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller erhält den mit 30.000 Euro dotierten Jacob-Grimm-Preis Deutsche Sprache. Der Preis wird seit 2001 von der Baden-Badener Eberhard-Schöck-Stiftung und dem Verein Deutsche Sprache für besondere Verdienste um die deutsche Sprache vergeben. „Herta Müller hat die unendlichen Möglichkeiten, die die deutsche Sprache als Quelle der Poesie bietet, meisterlich genutzt“, heißt es in der Begründung durch die Jury. Herta Müller sei eine Kämpferin gegen Totalitarismus jeder Färbung, auch in der Sprache. „Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege“, so Herta Müller, „denn sie läßt sich von dem, was einer mit dem anderen tut, nicht trennen.“

Der Preis ist einer von drei Teilen des Kulturpreises Deutsche Sprache. Herta Müller erhält ihn am 18. Oktober in der Stadthalle Kassel, der Laudator ist Prof. Dr. Christoph Stölzl, Präsident der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar. Zu den bisherigen Jacob-Grimm-Preisträgern gehören Udo Lindenberg, Cornelia Funke, Nora Gomringer, Frank Schirrmacher, Günter de Bruyn, Lorient



Herta Müller, 1953 in Nitzkydorf (Rumänien) geboren, lebt seit 1987 als Schriftstellerin in Berlin. Sie wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet unter anderem mit dem Literatur-Nobelpreis 2009. Foto: Stephanie von Becker

Ulrich Tukur, Dieter Nuhr, Prinz Asfa-Wossen Asserate, Katharina Thalbach, Peter Eisenberg und die Fantastischen Vier. Der zweite Teil des Kulturpreises Deutsche Sprache, der mit 5.000 Euro dotierte Initiativpreis Deutsche Sprache, geht an den Sieger des Dichters Wettstreits „Zauberwort“. Beiträge zu dem Wettbewerb können über den Netzauftritt des Kulturpreises Deutsche Sprache eingereicht werden: <https://kulturpreis-deutsche-sprache.de/zauberwort/> Der dritte Teil des Kulturpreises,

der undotierte Institutionenpreis Deutsche Sprache, geht an die Sendung „Wissen macht Ah!“ des WDR. Seit über 20 Jahren vermittelt diese beliebte Sendung nicht nur alltägliche Wissensinhalte, so die Jury, sondern lege ihr Augenmerk auch auf die Vielfalt und die Schönheit der deutschen Sprache.

Die Preisverleihung 2021 ist die letzte, an der sich der Verein Deutsche Sprache beteiligt. Ab 2022 findet sie unter der alleinigen Regie der Eberhard-Schöck-Stiftung statt. SN



Gescheitert

Die Idee, mit dem Gendersternchen eine diskriminierungsfreie Gesellschaft zu erzwingen, ist gescheitert.“

Dörte Stein in der taz vom 3. Juli 2021

Selbstgerechte elitäre Blase

„Das Einknicken der deutschen Nachrichtenagenturen vor jenen illiberalen Tendenzen des Zeitgeistes, die Menschen eher nach ihren äußeren Merkmalen als nach ihren inneren Werten beurteilen, zeigt, welcher gewaltiger Druck inzwischen von einer selbstgerecht-elitären Blase ausgeht.“

Chefreporterin Anna Schneider in der Welt vom 22. Juni 2021

Für den Papierkorb

„Ich sag's ganz offen: Einen Text mit Gendersternchen lese ich nicht.“

Fernsehlegende Harald Schmidt in der SWR-Sendung „Nachtcafé“

Verlogen und grauenhaft

„Grauenhaft, wenn ich das schon höre, diese Sprache. Das ist verlogen und es verhunzt die Sprache ... Wenn ich Künstler sage, meine ich alle Menschen, die Künstler sind, auch die Frauen. Dieses feministische Betonen in der Sprache geht mir gegen den Strich.“

Elke Heidenreich im Kölner Stadtanzeiger vom 2. Juni 2021

Ideologisch begripscht

„Ich halte das sogenannte Gender (was für ein Wort!) für kontraproduktiv. Bringt nichts in der Sache, spaltet die Gesellschaft, macht Sprache missverständlich usf. Werde ich selber angegendert, fühle ich mich ideologisch begripscht.“

Die Journalistin Maritta Tkalec in der Berliner Zeitung vom 5. Juni 2021

Ein paar Jahre Genderwahnsinn

„Ich habe den Strauß und die Päpste und die katholischen Kleriker, die Weltkriegsveteranen und die 80 Prozent CSU in Passau überlebt. Da werde ich diese paar Jahre Genderwahnsinn und neue Moralität überstehen.“

Der niederbayerische Kabarettist Sigi Zimmerschied laut dpa vom 12. Juni 2021

Von fff und ß

Die Rechtschreibreform verwirrt nach 25 Jahren noch immer

Für Kinder der 1990er gehört sie genau so zum Leben wie ein wiedervereinigtes Deutschland: die Rechtschreibreform. Sie, die Schiffahrt seit Beginn ihrer Schullaufbahn mit drei f schreiben, können oft nicht nachvollziehen, dass viele Ältere – und wir sprechen hier von Menschen über 30 Jahren – immer noch regelmäßig ungeschlüssig vor einem Text sitzen und sich fragen: Warum ist hier kein ß?

Die Rechtschreibreform von 1996 war schon damals umstritten. Einfacher sollte sie werden, verbindlicher, nachvollziehbarer. „Greuel“ wurde abgeschafft, statt dessen kam der Wortursprung „Grauen“ zum Tragen, und so schreiben wir heute „Es ist ein Gräuel“. Die alte „Schiffahrt“ be-

kam ein weiteres f verpasst, da sich das Wort aus „Schiff“ und „Fahrt“ zusammensetzt und es keinen Grund gab, einen Buchstaben zu unterschlagen und so Ausnahmen von anderen zusammengesetzten Substantiven zu machen. Den sichtbar größten Unterschied gibt es bis heute beim ß. Abgeschafft ist es nicht, aber es fristet ein Schattendasein. Die neue Regel: Folgt ein ß auf zwei Vokale, bleibt es ein ß (z. B. „außer“), so wie auch dann, wenn es auf einen lang ausgesprochenen Vokal folgt (z. B. „Maßband“). Beim „dass“ hingegen wird es zum Doppel-s. Hier hieß es also: pauken!

Und noch immer, 25 Jahre nach der Reform, scheiden sich an ihr die Geister. Warum heißt es Foto, aber Photosynthese?

Einige Änderungen wurden wieder zurückgenommen, insbesondere in der Groß- und Kleinschreibung (z. B. Runder Tisch) und in der Getrennt- und Zusammenschreibung (z. B. eislaufen). Eine (fast) einheitliche Sprache für alle sieht dennoch anders aus.

Das Gebilde „Sprache“ ist einfach zu komplex, um es allein über Regeln in ein System zu bringen. Und so schreiben heute noch viele Menschen so, wie sie es gelernt haben, mit anderen, ausführlicheren Komma-Setzungen, aber auch mit „daß“ – und sind insgesamt froh, dass die automatische Rechtschreibkorrektur ihres Schreibprogramms am Rechner so gut arbeitet, dass sie ein heute falsches „daß“ rot als Fehler markiert. *Dorota Wilke*

Phrasen dreschen – aber richtig!

Von Michael Reichel

Fragte man einen kritischen Beobachter der deutschen Gegenwartssprache, in welchen Bereichen des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks die größten Defizite bestehen, so würde er wahrscheinlich antworten: in der Rechtschreibung („wer wollte dem widersprechen?“), in der Zeichensetzung (Verteilung von Kommata nach dem Gießkannenprinzip), im Kasusgebrauch („wir gedenken dem Verstorbenen“) oder im Modusgebrauch (z. B. beim Konjunktiv der indirekten Rede). Wenig Beachtung findet hingegen ein anderer Bereich, nämlich die Phraseologie, was bedauerlich ist, gehört sie doch zu den wichtigsten Merkmalen eines guten Sprachstils.

Was bedeutet ‚Phraseologie‘ überhaupt? Das Fremdwort leitet sich ab von dem (alt-)griech. *phrasis*, das den „sprachlichen Ausdruck“ bezeichnet. Fast gleichbedeutend damit wird auch der Begriff ‚Idiomatik‘ verwendet, der auf das griech. *idios* „eigen, eigentümlich“ zurückgeht. Die Phraseologie oder Idiomatik befasst sich mit den in einer Sprache fest etablierten Wortverbindungen und Redensarten. Eine phraseologische (oder idiomatische) Wendung im engeren Sinne liegt dann vor, wenn sich die Gesamtbedeutung einer Redewendung nicht unmittelbar aus der Bedeutung ihrer Bestandteile erschließen lässt. So kann sich z. B. die Wortgruppe „Süßholz raspeln“ zwar im ursprünglichen Sinne auf die Herstellung von Lackritz beziehen, in der Regel hat sie aber die übertragene Bedeutung „schmeicheln“. Solche ‚idiomatisierten‘ Wortkombinationen sind, wie der Name schon sagt, jeder Sprache ‚eigen‘ und stellen beim Fremdsprachenerwerb eine nicht zu unterschätzende Herausforderung dar. Allerdings tun sich zusehends auch Muttersprachler schwer mit ihrer korrekten Anwendung.

Im Folgenden soll es hauptsächlich um eine bestimmte Gruppe von Wortverbindungen gehen: um die Kombinationen aus einem Verb und einem als Objekt damit verbundenen Substantiv. Dabei ist immer häufiger eine fehlerhafte, d. h. vom traditionellen Sprachgebrauch abweichende Verwendung des Verbs zu konstatieren. Einige Beispiele aus den aktuellen Medien: „Wir werden in dieser Frage bald eine Entscheidung fällen“, erklärt der



Fehler in Phraseologismen und festen Wortverbindungen häufen sich – auch im öffentlichen Sprachgebrauch. Die idiomatische Ausdrucksvielfalt kommt im Schulunterricht heute kaum noch vor.

dynamische Jungpolitiker. Richtig wäre: „eine Entscheidung treffen“. Denn „gefällt“ werden nicht Entscheidungen, sondern Urteile. Der Fehler besteht also darin, dass die verbale Ergänzung von einem Wort aus demselben Bedeutungsfeld (dem der gedanklichen Abwägung) auf ein anderes übertragen wurde.

In anderen Fällen geht die falsche Übertragung nicht auf einen bedeutungsähnliches, sondern auf ein Gegenteiliges Wort zurück. So sagte eine Ministerpräsidentin kürzlich in einem Interview: „Auch wenn es jetzt einen Impfstoff gibt, dürfen wir nicht voreilig die Erwartungen der Menschen schüren“. Erwartungen und Hoffnungen (also neutrale oder positiv besetzte Begriffe) werden „geweckt“, „geschürt“ werden dagegen Ängste oder Zorn (also negative Gefühle).

In zunehmendem Maße werden früher gebräuchliche Verben in phraseologischen Verbindungen durch Allerweltswörter ersetzt. Wer sagt heute noch „ich hege die Erwartung“ statt „ich habe die Erwartung“? Ein weiteres Beispiel: Der Manager verkündet lässig: „Zu diesem Thema werden wir demnächst eine Sitzung machen“. Warum nicht „anberaumen“ oder „einberufen“? Mitunter spielt dabei auch der Einfluss des Englischen eine Rolle. So ist das früher übliche „das ergibt Sinn“ weitgehend durch „das macht Sinn“ verdrängt worden, was zweifellos auf das englische „to make sense“ zurückgeht.

Ein anderer phraseologischer Anglizismus liegt vor in der sich inflationär ausbreitenden Wendung „am Ende des Tages“. Wenn z. B. ein Geschäftsführer sagt: „Am Ende des Tages werden wir wissen, ob unser neues Produkt beim Kun-

den ankommt“, so meint er damit nicht „innerhalb von 24 Stunden“, sondern „langfristig betrachtet“. Sobald „am Ende des Tages“ keine schlichte Zeitangabe ist, sondern in idiomatisierter Form verwendet wird, haben wir es mit einer sog. ‚Lehnübersetzung‘ aus dem Englischen zu tun, in dem „at the end of the day“ eben diese Bedeutung hat: „auf lange Sicht, letzten Endes“.

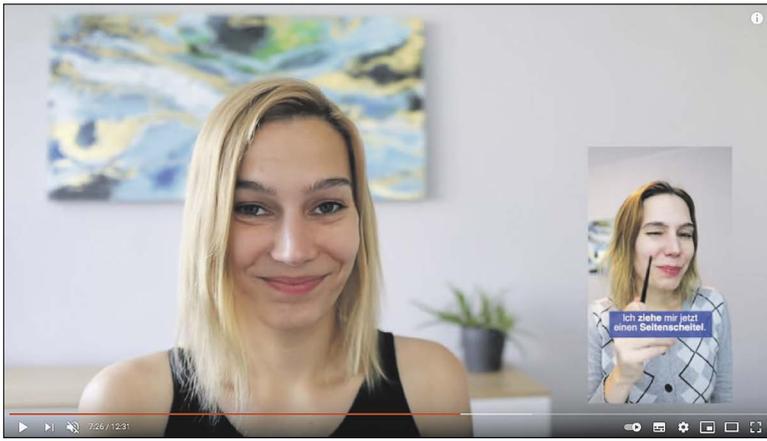
Woran liegt es nun, dass Fehler im Bereich der Phraseologie zumeist als lässliche Sünden betrachtet werden? Es mag eine gewisse Rolle spielen, dass manche sich hier an den wenig vorbildhaften Behördenstil erinnern fühlen. Im Behördendeutsch werden bekanntlich einfache Verben gerne durch Nominalphrasen ersetzt, ohne dass damit ein inhaltlicher oder stilistischer Mehrwert verbunden wäre. So wird ein Gegenstand von einer Behörde nicht etwa betrachtet oder geprüft, sondern „in Augenschein genommen“; Abfälle werden nicht weggeworfen, sondern „der Entsorgung zugeführt“ usw. Etwas komplizierter verhält es sich beim Juristendeutsch. Für einen Rechtsanwalt macht es in der Tat einen Unterschied, ob er „widerspricht“ oder „Widerspruch einlegt“. Er weiß auch, dass ein Widerspruch „eingelegt“, ein Einspruch hingegen „erhoben“ wird, während Ansprüche „angemeldet“ werden.

Während die beständig zunehmenden Mängel in der Kommasetzung oder Orthographie von denen, die sie noch beherrschen, lauthals beklagt werden, findet der Verfall der idiomatischen Ausdrucksvielfalt nahezu unbemerkt statt. Wer darauf vertraut, dass einem so essentiellen Bereich der Sprache,

wie es die Phraseologie ist, im schulischen Deutschunterricht die gebührende Aufmerksamkeit beigemessen wird, muss die letzten Jahrzehnte in einem Paralleluniversum verbracht haben.

In vielerlei Hinsicht ist die Gleichgültigkeit gegenüber falsch verwendeten Phraseologismen nur ein Symptom für ein grundsätzliches Problem. Der derzeitige Umgang mit der deutschen Sprache ist von einem auffälligen Widerspruch geprägt: In der ‚gendersensiblen Sprache‘ wird größter Wert darauf gelegt, alle Menschen, auch kleine und kleinste Minderheiten, explizit und so genau wie möglich zu benennen und zu ‚inkludieren‘, und zwar nach dem Kriterium ihrer sexuellen Vorlieben – etwas, das man früher als Teil der Privatsphäre betrachtete und nicht wie einen Orden auf der Brust trug. In nahezu allen anderen Bereichen des sprachlichen Ausdrucks gilt das Streben nach Korrektheit und Genauigkeit vielen als Pedanterie, als Erbsenzählerei, im schlimmsten Fall gar als Manifestation eines elitären Bildungsdünkels, die es mit allen Mitteln zu bekämpfen gilt. Wer so denkt, verkennt die wichtigste Funktion der Sprache: Sie dient in erster Linie der Verständigung, die wiederum größtmögliche Verständlichkeit auf Seiten des Redenden oder Schreibenden voraussetzt. Halten wir uns lieber an Nietzsche, der in ‚Menschliches, Allzumenschliches‘ schrieb: „Den Stil verbessern – das heißt den Gedanken verbessern, und gar nichts weiter!“.

Der Autor ist VDS-Mitglied und Inhaber des Lehrstuhls für Gräzistik am Institut für Klassische Philologie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.



Steffi von LerneDeutsch: @lernedeutsch



Clara von Deutsch1: @deutsch_eins

Berliner Schnauze und der Stern aus der Walachei

Traumberuf „Influencer“? Nicht jeder bekommt die Chance, sich diesen Wunsch zu erfüllen, doch zwei Pioniere haben es dank ihrer deutschen Muttersprache geschafft: Stefanie Röher und Clara Munteanu betreiben hauptberuflich jeweils einen eigenen Blog für Deutschlerner aus aller Welt.

Die Berlinerin **Stefanie Röher** spricht fließend Englisch und lernt gerade parallel Spanisch und Hebräisch. Auf Instagram betreibt sie einen der erfolgreichsten Blogs zur deutschen Sprache.

Steffi, dein Instagram-Profil war das erste, das die deutsche Sprache unterrichtet. Wie kamst du auf die Idee?

Es war vor vier Jahren, als ich durch Fotos und Videos stöberte und da zufällig ein Instagram-Konto namens „frenchwords“ entdeckte. Die Seite teilte regelmäßig Wörter auf Französisch mit der englischen Übersetzung. Ich fand es faszinierend, eine Sprache über eine soziale Plattform zu unterrichten und sie so in den Alltag zu integrieren. Zuvor kam mir das nie in den Sinn! Dabei fragten mich viele meiner internationalen Freunde nach den Bedeutungen von Wörtern.

Dein Sprachblog war anfangs eher ein Hobby, inzwischen betreibst du ihn hauptberuflich. Wie sieht deine typische Arbeitswoche aus? Jeden Tag stelle ich ein neues Video auf Instagram und TikTok ein. Mehrmals pro Woche teile ich Quizzes auf Instagram. Dafür organisiere und moderiere ich wöchentlich ein Online-Treffen, wo wir uns über das aktuelle Buch unterhalten. Vor einiger Zeit ver-

anstaltete ich ein Seminar, bei dem ich die vier Fälle in nur vier Terminen erklärte. Es war ein großer Erfolg mit überwältigenden Rückmeldungen! Und gerade plane ich einen weiteren Kurs.

Es lohnt sich also, deine Kurse zu buchen! Kommunizierst du denn mit deinen anderen Abonnenten auf Instagram und TikTok genau so viel?

Selbstverständlich, ich gehe regelmäßig live, trete mit meinen Nutzern in Kontakt und beantworte ihre Fragen. Während ich sie motiviere, Deutsch mit Spaß zu lernen, inspirieren sie mich bei der Inhaltsgestaltung. Viele meiner Abonnenten sind Expats (Expatriate, d. h. Fach- oder Führungskräfte beim Arbeitseinsatz im Ausland – Anm. d. Red.). Aber ich habe Anhänger von überall auf der Welt, die aus den verschiedensten Gründen Deutsch lernen wollen.

Gibt es denn manchmal Fanpost?

Oh ja, ich bekomme ständig schöne Nachrichten! Viele schreiben mir, dass sie für meine Hilfe dankbar sind und erzählen von ihren Fortschritten beim Deutschlernen. Das ist eine riesige Motivation für mich weiterzumachen. Ich habe echt Glück gehabt mit meinen Followern, sie alle sind sehr lieb und nett!

Von seltenen, aber umso tollkühneren Annäherungsversuchen einmal abgesehen: Auch **Clara Munteanu** erhält überwiegend positive Rückmeldungen. Sie sagt, die liebenswerten Kommentare ihrer Abonnenten inspirieren sie stets zu noch besseren und noch kreativeren Videos.

Clara, du hast als DaF/DaZ-Lehrerin gearbeitet. Wann und warum hast du dich entschieden, die Arbeit ins Internet zu verlegen?

Es war vor zweieinhalb Jahren, als ich meinen ersten Beitrag auf Instagram teilte. Ursprünglich wollte ich nur eine Plattform anbieten, wo Deutschlerner täglich kleine Grammatik- und Wortschatzerklärungen finden. Ich wollte gern mehr Menschen erreichen, auch außerhalb meines Klassenraums. Das kostenlose Lernmaterial sollte einfach zugänglich sein für jeden, der Interesse hat.

Nach einer Reihe von Bildbeiträgen fängst du an, TikTok-Videos zu produzieren. Wie war die Anfangszeit für dich?

Es war wirklich aufregend und ich hätte nie vermutet, dass sich auf dieser App so viele Menschen Bildungsinhalte anschauen. Aber ich wurde eines Besseren belehrt! Denn die Videos kamen dem Unterricht im Klassenraum näher, wo die Deutschlerner bei der Grammatikerklärung auch die Aussprache hörten. Inzwischen folgt mir eine richtig schöne Gruppe von Menschen, die intelligent, freundlich und motiviert ist. Ich liebe den Austausch mit ihnen!

Stehst du denn im regelmäßigen Austausch mit deiner Fangemeinschaft?

Nun, je höher die Abonnentenzahlen sind, desto schwieriger wird es für mich natürlich auf die vielen täglichen Nachrichten zu antworten. Trotzdem mache ich mir jeden Tag etwas Zeit frei, um auf private Nachrichten und Fragen in den Kommentaren zu antworten. Den Sprachblog mache ich im Endeffekt ja für sie, darum möchte ich immer wissen, wo ich ihnen behilflich sein kann.

Dein Durchbruch kam, als du Teil des offiziellen Programms #LernenmitTikTok warst. Teilst du auf deiner Seite ausschließlich Videos mit Lerninhalten?

Nein, für die Abwechslung poste ich dort gerne auch einmal rein unterhaltsame Videos. Die haben zwar immer noch etwas mit der deutschen Sprache zu tun, beinhalten aber keine Erklärung. Allerdings möchte ich in Zukunft auch YouTube-Videos produzieren, die weiter ins Detail gehen und auch komplexere Themen der deutschen Sprache aufgreifen.

Das Unterrichten hast du schon früh in deinem Leben ausprobieren dürfen.

Richtig, ich bin in Rumänien geboren und ich war 6 Jahre alt, als meine Familie nach Deutschland ausgewandert ist. Innerhalb von drei Monaten habe ich im Kindergarten Deutsch gelernt und es dann zu Haus meinen Eltern beigebracht. Heute beherrsche ich das Deutsche besser als Rumänisch. Vielleicht würde ich daher sagen, dass ich zwei Muttersprachen habe: Deutsch und Rumänisch.

Die Interviews führten
Tatjana Schmalz und Huan Wei.

Das Verschwinden des Genitiv

Von Bastian Sick

Eine Freundin hat zum Geburtstag ein Kochbuch bekommen mit dem Titel „Die Küche des Orient“. Verwundert fragte sie mich, ob es nicht „des Orients“ heißen müsse. „Das ist doch ein weiterer Beleg für das Verschwinden deines geliebten Genitivs!“

Ich beruhigte sie: Bei männlichen und sächlichen Namen, die im Genitiv stehen, ist es nicht zwingend erforderlich, ein Genitiv-s anzuhängen, wenn ihnen ein „des“ vorausgeht. Durch den gebeugten Artikel „des“ ist der Kasus bereits ausreichend markiert. Ob es „die Küche des Orient“ oder „des Orients“ heißen muss, hängt davon ab, ob man „Orient“ als ein normales Hauptwort oder als ein Namenwort auffasst. Beides lässt sich vertreten. Dasselbe gilt für nicht alltägliche Fremdwörter wie „Cashflow“ oder „Arrondissement“, die im Genitiv ein „s“ erhalten können, aber nicht müssen. Bei der „Kulturgeschichte des Kaffee“ würde ich indes zu „des Kaffees“ raten, da das Wort „Kaffee“ allein schon



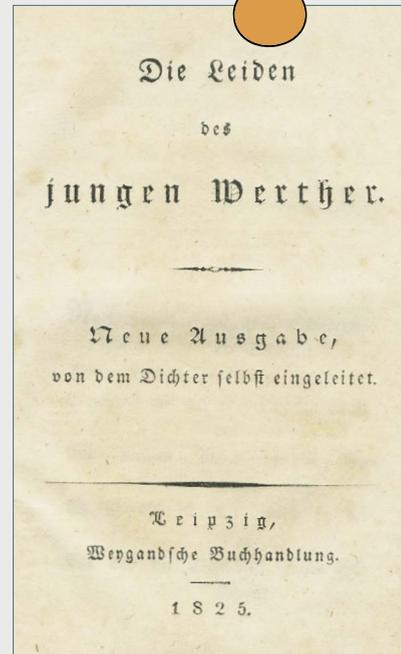
Deutschlands bekanntester Sprachexperte schreibt hier für die Sprachnachrichten.



aufgrund seiner verdeutschten Schreibweise nicht länger den Charakter eines Fremdworts hat.

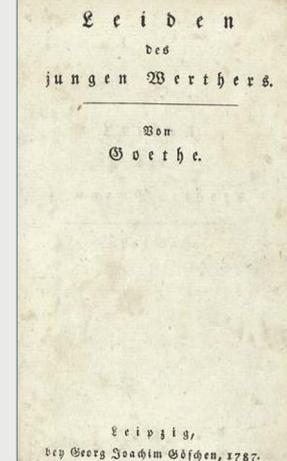
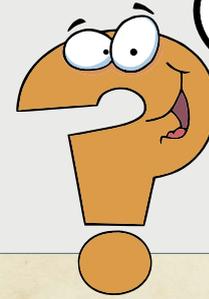
Beispiele wie „die Küche des Orient“ oder „die Kommandeure des neuen China“ sind keine Belege für einen aktuellen Rückgang des Genitivs. Denn der kommt immer noch ausreichend im gebeugten Artikel „des“ zur Geltung. Der Wegfall des „s“ am Wortende ist vielmehr das Ergebnis einer Entwicklung, die schon vor 200 Jahren einsetzte.

Ein berühmtes Beispiel liefert uns Goethes Werk „Die Leiden des jungen Werthers“, das bei seiner Erstveröffentlichung im Jahre 1774 noch ein „s“ am Ende aufwies. 50 Jahre später wurde das Werk in einer Jubiläumsausgabe unter dem Titel „Die Leiden des jungen Werther“ herausgebracht – ohne Genitiv-„s“. Auf Wikipedia steht zwar zu lesen,



das Genitiv-„s“ sei bereits bei der Überarbeitung des Romans im Jahre 1787 weggefallen. Das ist jedoch nicht richtig. Goethe hatte zwar zahlreiche Änderungen an Schreibweisen und Formulierungen vorgenommen und inhaltlich einiges ergänzt, aber das Genitiv-s beim Werther hatte er damals noch gelassen. Stattdessen strich er den bestimmten Artikel „die“ und verkürzte den Titel zu „Leiden des jungen Werthers“. Erst 1825 fiel das Genitiv-„s“ weg. Mit dieser Verkürzung trug Goethe dem Sprachwandel seiner Zeit Rechnung: Die starke Beugung des Eigennamens hinter dem gebeugten Artikel „des“ war im 19. Jahrhundert mehr und mehr aus der Mode gekommen, da man sie als hyperkorrekt und letztlich unschön empfand. Diese Auffassung hat sich bis heute gehalten.

Von Dativ und Goliath



Titelblätter verschiedener Ausgaben von Goethes „Werther“, die belegen, dass nicht immer alles richtig ist, was auf Wikipedia behauptet wird.

Mein Freund, der erfolgreiche Musiker Christian Bruhn, legt sogar großen Wert darauf, dass man „die Lieder des Christian Bruhn“ und nicht „des Christian Bruhns“ schreibt, da er oft genug fälschlicherweise als „Herr Bruhns“ angesprochen worden ist. „Ich freue mich über jeden schönen Genitiv“, sagte er mir mal. „Aber nicht bei meinem Namen, da führt er nur zu Missverständnissen.“

In einem Internetforum stellte ein Schüler, der sich aufs Abitur vorbereitete, die Frage, ob es denn nun korrekt „die Leiden des jungen Wärters“ oder „des jungen Wärter“ heißen müsse. Ein anderer antwortete ihm: „Wenn es sich dabei um einen Gefängniswärter handelt, ist die Sache eindeutig. Ob du damit das Abi schaffst, ist allerdings weniger eindeutig.“

Streit
Rechtsanwältin

Nomen
est
omen

In Münster
fotografiert von
Benedikt Stövesand.

Wenn Ihnen ähnliche Übereinstimmungen begegnen: knipsen und Foto an die Sprachnachrichten-Redaktion.

Wir drucken in der Rubrik „Nomen est omen“ jeweils ein Fundstück ab.

Auf diese Idee sind auch schon andere gekommen, aber mittelfristig machen wir daraus ein Buch.

BAERENTATZE

Weg ist weg

Böse Wörter sind abzuschaffen. Dagegen kann keiner etwas haben, denn sie verletzen, und was wehtut, muss weg. Am besten, man verbietet sie.

Von Oliver Baer

Das hat beim Klimawandel geklappt, na ja, nun ist der Rassismus dran. Das fällige Sprachverbot beginnt bei dem Wort „Rasse“. Da es Rassen nicht gibt, kann das Wort aus dem Grundgesetz gestrichen werden. Was da nicht drin steht, gibt es nicht, zum Beispiel die deutsche Sprache, etwa nach dem Motto: Wenn ich nicht hingucke, sieht es mich nicht. Aber falls die Leute darauf nicht mehr hereinfallen, verspricht ein Verbot mehr Wirkung. Dabei wird jedoch ein neues Problem sichtbar, es hat mit der Klarheit des Denkens zu tun: Was zu verbieten ist, muss man nämlich bezeichnen, damit klar ist, was es nicht mehr geben darf.

Etwa so: Liebe Leute, Rassismus wollen wir nicht, deshalb streichen wir das Wort Rasse aus dem Wortschatz. Übergangs-

weise ersetzen wir es durch das „R-Wort“. Da es, streng genommen, sogar das R-Wort nicht geben kann, wird auch „Rassismus“ zu einem R-Wort. Nun haben wir zwei von der Sorte, nennen wir sie R1 und R2. Sie wurden zu dem Zweck fabriziert, dass ihr Inhalt spontan verschwindet. Ganz einfach: Da es R1 nicht gibt, kann R2 gar nicht sein. Das ist wie in der Quantenphysik, sobald du das Ding anschaust, ist es nicht mehr da. Da werden ein paar Leute am Dienstag nachsitzen müssen. Noch einmal zum Mitschreiben: Wir erklären mit einem nicht existenten Ding ein nicht mehr existierendes Ding – zu dem Zweck, dass dieses aus unseren Gehirnen restlos entsorgt wird. Das nennt man Gehirnwäsche, dagegen ist Quantenphysik ein Kinderpicknick.

Es gibt aber Nachzügler, die das Nachsitzen schwänzen, die sogenannte „breite Masse“. Deshalb muss man die bösen Wörter für weitere Belehrungen aufbewahren. Das tun Fachkräfte für uns, sie stecken böse Wörter (auch solche mit M oder N) in den Giftschränk. Nur sie dürfen Gift entnehmen und wegsperren. Gibt es diese Fachkräfte? Aber sicher, Leute die wissen, was gut



„Liebe Leute, Rassismus wollen wir nicht, deshalb streichen wir das Wort Rasse aus dem Wortschatz.“
Unser Kolumnist Oliver Baer meint: Erzwungene Tugend ist einen Dreck wert.

und was böse ist, gibt es haufenweise. Wir erkennen sie an ihrem Sendungsbewusstsein, womit sie die Dummen umerziehen und zur Einsicht notfalls nötigen. Sie sind beliebt wie ehemalige Raucher, aber da müssen sie durch. Die Fachkräftigen brauchen unser Vertrauen. Das Vertrauen, dass ihre Fachlichkeit unserer Fähigkeit zum eigenen Denken überlegen ist. Diese Bedingung ist offenbar längst erfüllt, sonst würde, was sie und ihre Gegner behaupten, rückstandsfrei verpuffen.

In Mark Twains Abenteuer des *Huckleberry Finn* kommt das total böseste aller Wörter 200 mal vor – den ersten Buchstaben wollen wir hier gar nicht erst nennen –, mit dem Huckleberrys Begleiter bezeichnet wird, ein der Sklaverei Entlaufender namens Jim. In uns lesenden Buben – mittlerweile alte weiße Männer (AWM) – entfachte die Geschichte einen bleibenden Widerwillen gegen R2. Warum? Weil der Autor durch wohl platzierte, häufige Verwendung des N-Wortes (jetzt ist es heraus!)

Vorurteile unübersehbar machte. Das beflügelte in uns Buben die eigenständige Entfaltung einer Gesinnung. Nebenbei erwähnt: Das Buch ist in den USA so gut wie verboten, auch hierzulande ist es verpönt.

Das ist kein Beweis, bloß ein Beispiel, noch dazu aus dem Erfahrungsschatz eines AWM, der nichts dagegen hätte, dass man dem Blutdruck durch Verbot beikäme. Das wird wohl nichts.

Auch aus dem Kitsch, der aus *Onkel Toms Hütte* gemacht wurde, gewinnt man zwar Gesinnung, aber keine eigenständig erworbene.

Jede Steuerung des Sprachgebrauchs ist nun mal widersinnig, denn sie erstickt die Freiheit der Dummen (siehe oben: die zu beherrschende breite Masse), also die Freiheit der Mehrheit, eine Tugend der gerechten Gesinnung aus sich heraus zu entwickeln. Unersetzbar ist dafür die Fähigkeit zum Anfertigen und Äußern EIGENER Gedanken. Erzwungene Tugend ist einen Dreck wert, also: Finger weg von der Sprache!

www.baerentatze.de



Dipl.-Ing. Oliver Baer ist Publizist. Sein Buch „Von Babylon nach Globylon“ ist im IFB Verlag Deutsche Sprache erschienen.

Foto: privat

Preis für das beste Deutsch-Abitur

Seit 2018 vergibt der VDS mit Unterstützung der Stiftung Deutsche Sprache einen Buchpreis für das beste Deutsch-Abitur. Jedes interessierte Gymnasium kann sich beim VDS melden und erhält eine Urkunde mit Glückwünschen von Prof. Walter Krämer



Preisträger des Wirtschaftsgymnasiums am HSBK Soest war 2021 Jonas Schröder, der von der Lehrerin Hildegard Carrie (l.) nominiert wurde. Rechts: Schulleiter Thomas Busch.

(1. Vorsitzender des VDS) und Josef Kraus (1987–2017 Präsident des Deutschen Lehrerverbandes), die beide auch Herausgeber des mit der Urkunde überreichten Buchpreises „Sternstunden der deutschen Sprache“ sind.

Die durch Corona hervorgerufenen Herausforderungen im Unterricht konnten die Schulen nicht davon abhalten, sich wieder in großer Zahl zu beteiligen. Sie zeigten, dass ihre Schüler bundesweit großartige Leistungen im Fach Deutsch erbrachten. Der Bereichsleiter „Deutsch in der Schule“ des VDS, Claus Günther Maas, stellt dazu im Netzauftritt der Arbeitsgruppe heraus: „Der VDS versteht die Aktion zum einen als eine Anerkennung für besondere Leistungen des jeweiligen Schülers bzw. der jeweiligen Schülerin, andererseits auch als ein Signal, dass Leistungen im Fach Deutsch ihrer Bedeutung nach nicht hinter anderen Fächern zurückstehen sollten.“

Seit Beginn der Verleihung 2018 stieg die Zahl der teilnehmenden Schulen kontinuierlich an. Waren es im letzten Jahr 326 Schulen, die sich beteiligten, sind es in diesem Jahr über 480 gewesen. Stellvertretend für diese steht das Hubertus-Schwartz-Berufskolleg für Wirtschaft und Verwaltung (HSBK) in Soest – der Stadt, in der Konrad Duden 1849 sein Referendariat abgeleistet und von 1859–1869 dort als Lehrer und Prorektor gearbeitet hat.

Der Schulleiter Thomas Busch steht voll und ganz hinter der Verleihung und meint dazu: „Der Buchpreis hat für unser Berufskolleg eine hohe Bedeutung, da dadurch das aktive Lesen durch weiteres Heranführen an die Literatur erfolgt. Es ist aus meiner Sicht eine sehr wesentliche Aufgabe, Jugendliche für Literatur und damit für das Lesen zu interessieren. Ein Buchpreis gerade für diese Sache fördert dieses Ziel enorm.“

Markus Schröder

In dieser Rubrik drucken und kommentieren wir im Wechsel große Texte der deutschen Literatur („Schönes Deutsch“) und andere Dokumente in deutscher Sprache, die die Welt verändert haben („Großes Deutsch“); diese Beiträge sind neben Originalbeiträgen unseren Sammelbänden „Sternstunden“ oder „Edelsteine“ entnommen.

Über Musik reden

Das Zwillingsspaar Siegmund und Sieglind in der Novelle *Walsungenblut* sieht die Oper *Walküre*. Zwei verweichte und vom Luxus verwöhnte Kinder. Sie bemäkeln die schwache Stimme eines Sängers und den schleppenden Vortrag einer Arie. Die Musik hat den Knaben Siegmund jedoch tief bewegt. Und ebenso die Handlung der Oper. In den beiden gleichnamigen Sagen gestalten sich selbst und seine Schwester Sieglind und die vom Üblichen abweichende Beziehung zu ihr. Auf der Bühne sinken Siegmund und Sieglind in geschwisterlicher Liebe auf ein Bärenfell nieder. Nach der Vorstellung küssen sich die Zwillinge. Und wieder zuhause werden sich ihre Leiber blutschänderisch vereinen. Auf einem Bärenfell, wie in der Oper.

Die Musik steht in dem Textausschnitt nicht im Mittelpunkt der Erzählung. Sie wird beinahe zur Nebensache herabgestuft zugunsten der Geschichte von Siegmund und Sieglind, die aber doch mithilfe von Musik anschaulich gemacht wird.

Ein Opernbesuch erscheint auch in dem ersten Textauszug aus *Buddenbrooks*. Der Knabe Hanno, letzter Vertreter und Hoffnung eines untergehenden Lübecker Kaufmannsgeschlechts, ist glücklich über die Unterbrechung des Alltags. Auf der Bühne wird Wagners *Lohengrin* gespielt. Auch Hanno kritisiert Einzelheiten der Aufführung. Die Geigen des Vorspiels klingen schwach. Und der in einem Nachen heranrudende *Lohengrin* bewegt sich plump über

die Bühne. Die Musik von Richard Wagner bewirkt in ihm jedoch mächtige Gemütsbewegungen. Sie verschafft ihm Glücksgefühle. Er erlebt sie als rauschhaftes Entzücken und Erbeben bis hin zu einem innerlichen Schluchzen.

Das ist eine Flucht aus den Zwängen des Alltags. Vergessen sind Schule und qualvolle Zahnbehandlung. Aber noch in der Oper hatte sein Vormund Kistenmaker ihn getadelt, daß er im Theater seine Zeit vergeude. Und am nächsten Morgen wird der Wecker klingeln. Das wirkliche Leben mit seinen Pflichten, denen er für eine kurze Weile entinnen konnte, ist wieder da. Er muß bis zum Schulbeginn noch seine Aufgaben machen.

Im dritten Text spielt Hanno Fantasien auf dem Klavier. Auch das ist Abstand vom Alltag. Die Musik kommt von ungefähr, drängt sich ihm auf, entsteht gleichsam aus sich selbst. Sie klingt quälend, süß und sehnsüchtig, auch brutal und stumpfsinnig oder wie Ekel und Überdruß. Was aus dem Klavier kommt, wird mit Begriffen von sich überstürzenden Seelenzuständen beschrieben. Fühlt Hanno sie selbst – oder sind das herkömmliche Benennungen, die wir aus anderen Diskursen über Musik kennen? Wir dürfen den Text wohl so deuten, daß die Schilderung der Musik auch die Schilderung von Hannos Gemütsverfassung ist. Dem seelischen Zustand eines sensiblen und künstlerisch hochbegabten Kindes, das dem wirklichen Leben mit seinen Härten und lästigen Ansprüchen entflieht.

Hanno hört sein eigenes Klavierspiel. Was höre ich, wenn ich die Erzählung über den musizierenden Knaben lese?

Fanfaren und Hörner und ein angedeutetes Jagdlied ertönen. Synkopen, Oktaven, Wohlklang und Kakophonien, Harmonien, gewagte Rhythmen, ein Arpeggio kommen vor ... Solche musikalischen Fachbegriffe schaffen Genauigkeit. Aber wie die Musik des Knaben Hanno wirklich klingt, bleibt dunkel. Mit Sprache, mit Worten und Sätzen können die wilden oder zarten, zögernden oder davonstürmenden Klänge, die Hanno auf dem Klavier erzeugt, nicht wiedergegeben werden. Ich höre sie nicht.

Das gilt auch für die Opern in den vorausgehenden Texten. Die Sequenzen über das singende Geschwisterpaar in der *Walküre* oder der Schluß des *Lohengrin* werden durch Sprache nicht zum Leben erweckt. Auch der wortreiche Verriß des 1. Klavierkonzerts von Brahms, der 1859 in einer Wiener Zeitschrift erscheint, bringt mir die Musik nicht nahe – weder das Werk, noch seine angeblichen Mängel. Ich höre sie nicht, gleichgültig auch, ob ich einen Opernführer, eine Rezension in der Zeitung oder eine Beschreibung auf der Hülle eines Tonträgers lese.

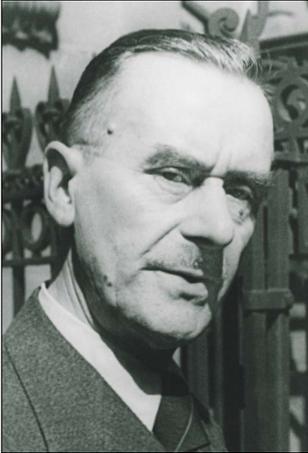
In der Literatur geht das anders. Die Schrecken der Pariser Bartholomäusnacht kann ich mir vorstellen, wenn ich die Novelle *Das Amulett* von C. F. Meyer lese. Ebenso wird das schwierige Leben eines kleinen Angestellten im Berlin der 30er Jahre bei der Lektüre des Romans *Kleiner Mann,*

was nun? von Fallada in meiner Phantasie aufleben. (Beide Texte haben wir in den Sprachnachrichten vorgestellt). Wir können einen Roman auch nacherzählen, die Handlung eines Bühnenstücks schildern, ein Bild beschreiben. Werke aus der Literatur oder der Bildenden Kunst können wir „wiederholen“, mit Hilfe von Sprache lebendig werden lassen. Nicht in ihrer Vollständigkeit, aber doch so, daß die erzählte oder in einem Gemälde dargestellte Wirklichkeit sich in den Vorstellungen des Lesers ereignet.

Musik kann nicht nacherzählt werden. Auch nicht, indem ich die Empfindungen, die ein Musikstück auslöst, als dessen Eigenschaften betrachte. Rede über Musik kann nur deren Außenseite oder das magere innere Gerüst beschreiben. Will ich sie wiederholen, muß ich Klänge erzeugen.

Ich kann das Thema einer Sonate summen, eine Arie aus einer Mozartoper trällern, den *River-Kwai-Marsch* pfeifen oder *Alle meine Entchen* auf der Blockflöte blasen. Da geschieht etwas, was die Sprache nicht leisten kann: Musik wird aufgeführt, auf einer niederen Stufe hörbar gemacht. Und wenn ich eine Sinfonie oder eine Oper hören will, helfen keine Texte in Konzert- oder Opernführern und nicht die klugen Reden von Musikern. Das ist Sprache, die wenig vermag. Ich muß ins Konzert gehen, mich den Klängen von Geigen, Flöten und Trompeten aussetzen und die Lieder hören, die schöne Stimmen singen. Gerd Schrammen

Eine Veröffentlichung ist aus Gründen des Urheberrechtes in der Netzversion nicht erlaubt.



Thomas Mann
(1875–1955)
gilt als größter
deutscher
Romancier
und einer der
bedeutendsten
kultur-
kritischen
Essayisten
des 20. Jahr-
hunderts.

Foto: Van Vechten/
Library of Congress

Eine Veröffentlichung ist aus Gründen des Urnehmerschutzes in der Netzversion nicht erlaubt.

SAID †

Jeder Tod ist traurig und erschreckend, immer zeigt er voraus auf unseren eigenen Tod. Erst recht, wenn uns Mehreres mit dem Toten verbindet. Mit dem aus Teheran stammenden deutschen Dichter SAID, der nach mehr als 55 deutschen Jahren am 15. Mai 2021 kurz vor seinem vierund-siebzigsten Geburtstag in München starb, teilte ich die Profession, die Alterskohorte, den erlebnis-gesättigten Hintergrund der 68er Bewegung und nicht zuletzt über Jahre hinweg Gespräch und Erfahrungsaustausch in poetischen und anderen Dingen. SAIDs literarische Sprache war allein das Deutsche („die Sprache, die ich atme, ist Deutsch“), in das er aber die lebendige Tradition der persischen Literatur – von Hafis, Dschelaleddin Rumi und vielen anderen – einbrachte. Auch wenn er, nicht zuletzt um im Iran verfolgten Autoren zu helfen, von 2000 bis 2002 mit oft genug deprimierenden Eindrücken Vorsitzender der Schriftstellervereinigung PEN war, war er kein Literaturfunktionär. Dichter zu sein war für ihn weder ein „Job“ noch ein auf Karriere gerichteter Beruf, sondern Berufung und Schicksal.

Seine Buchveröffentlichungen begannen 1989 in dem kleinen Peter Kirchheim Verlag mit Liebesgedichten. Drei Lyrikbände und ein Hörspielbuch folgten, ehe er 1995 mit *Der lange Arm der Mullahs. Notizen aus meinem Exil* zum Großverlag C. H. Beck wechselte, wo bis 2010 elf Bücher erschienen. Nach einem Intermezzo 2013 beim Steidl Verlag mit dem wunderbaren elegischen Kurzroman *Parlando mit le phung* erschienen die letzten vier Bücher wieder in kleineren Verlagen, zuletzt 2021 *flüstern gegen die wölfe* im Konkursbuch Verlag. Sechs Hörspiele und fünf Kinderbücher komplettieren dieses Werk – die merkwürdige Einschätzung eines bekannten deutschen Verlegers, Kinderbücher schaden dem „Image“ eines ernsthaften Autors, war SAID völlig fremd. Im Zentrum dieses Werkes stehen aber die Lyrik und die kurze Prosa.

Seine Geschichten erzeugen ein eigenes Universum mit einer eigenartigen Atmosphäre. In *Oksanen antwortet nicht* spricht eine Frau, die im Radio hört, dass sie zu einem Verhör vorgeladen wird, mit ihrem Fisch, den sie „Oksanen“ nennt. Sie folgt dem Befehl, schneidet ihre Haare ab, liefert diese und den Fisch an der Pforte des Ministeriums ab ... All das ist berichtet wie eine reale politische Verfolgung, aber zugleich durchsetzt mit den Elementen eines

allgegenwärtigen surrealen Alptraums. Es geht, wie Herta Müller schrieb, „unterhalb der großen Politik“ um „das Innenleben eines Landes“ – zuallererst, aber nicht nur um die pseudoreligiöse



Am 15. Mai 2021 starb der große Schriftsteller SAID. Foto: Goran Basic/NZZ

Diktatur im Iran Chomeinis und seiner Erben.

SAID repräsentierte nicht den Hauptstrom, erst recht nicht das Neo-Biedermeier. Auch wenn der „Spiegel“ ihn 2008 als „vielfach ausgezeichnet“ vorstellt – er erhielt zwar einige Literaturpreise, darunter die Frankfurter Goethe-Medaille, aber die ganz großen Ehrungen wie der Goethepreis der Stadt Frankfurt und der Georg-Büchner-Preis blieben ihm verwehrt. Nicht ohne Resignation schrieb er mir am 27.7.2020: „zuweilen habe ich das Gefühl, daß wir dinosaurier sind, die moderne rauscht an uns vorbei.“

SAID war ein äußerst höflicher und freundlicher Mensch – ein Flüchtling, der glücklich war, in Deutschland eine Zuflucht gefunden zu haben, aber zugleich geprägt durch Gefühle von Fremdheit und Heimatlosigkeit in „fließenden Vaterländern“, von denen er in seinem Gedicht *friedrich hölderlin empfängt niemanden mehr* spricht. Sein gesamtes Leben lang litt er darunter, dass sein Vater seine Mutter kurz nach der Geburt verstoßen hatte, er sie als Zwölfjähriger nur einmal kurz sehen konnte und er erst als Dreiundvierzigjähriger drei Wochen lang in Toronto mit ihr sprechen konnte. Das wurde 2001 zum Thema in *Landschaften einer fernen Mutter*.

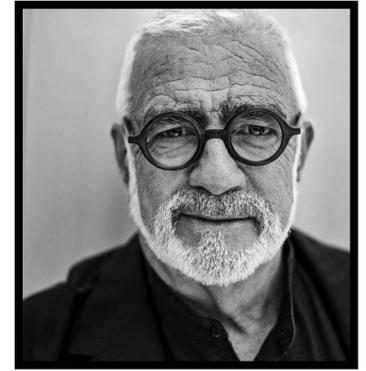
Dem „Spiegel“ sagte SAID 2008 über sein ein Jahr zuvor erschienen Buch mit 99 Gebeten: „In meinen Psalmen rufe ich einen Gott an, welcher, das kann ich nicht sagen. Wenn ich wüßte, wo er wohnt, würde ich zu ihm gehen, anstatt zu schreiben. Man könnte sagen, ich bin ein Agnostiker mit viel Kummer.“ Möge ihm die Erde leicht sein und werde ihm das zuteil, was, von Friedrich Rück-

Werner Kieser †

Am 19. Mai ist unser lang-jähriger Vereinsfreund Werner Kieser an Herzversagen gestorben. Wir alle kennen ihn als Gründer und Leiter der Firma Kieser Training, nicht wenige Leser dieser Zeilen haben ihre Rücken-, Bein- oder Brustmuskeln in einem seiner inzwischen mehr als 150 Institute wieder auf Vordermann gebracht. Auch für Werner Kieser selbst war Krafttraining ein Quell der Gesundheit – als junger Mann hatte er beim Boxen einen schmerzhaften Brustfellriss erlitten, dann aber binnen weniger Tage mit dem damals noch vergleichsweise unbekanntem, von einem Freund empfohlenen Hanteltraining die Schmerzen sozusagen ausgeradiert. Und von da an begleiteten ihn Hanteln und Kraftmaschinen sein Leben lang.

Aber seine Interessen gingen darüber weit hinaus. Quasi nebenbei erwarb der als Schreiner ins Berufsleben gestartete Werner Kieser auch noch einen Master in Philosophie; Literatur und Sprache waren ihm so vertraut wie Hantelstangen oder Rückentrainer. In unserem Sammelband „Sternstunden – Große Texte deutscher Sprache“ stellt er in zwei Beiträgen zwei Geheimtipps (für Normalsterbliche, in Künstlerkreisen kennt sie natürlich jeder) aus der Deutschschweizer Literatenszene vor, und immer wieder geht er in seinen vielen Büchern, Buchbeiträgen und Zeitungstexten auch auf die Bedeutung der Sprache für ein gesundes Gleichgewicht von Geist und Muskeln ein. „Wenn unser Bewegungsapparat unsachgemäßem Gebrauch ausgesetzt ist, verkommt er“, formulierte er einmal in einem Interview mit den Sprachnachrichten (Nr. I/2007). „Wenn wir darauf verzichten, ganze Sätze mit Subjekt und Prädikat zu bilden und uns nur noch in Schlagwörtern, Modewörtern und Anglizismen zu verständigen suchen, verkommt unsere Sprache und in der Folge auch unser Denken.“ In der Werbung für seine Institute und in deren interner Kommunikation kam Kieser daher konsequent ohne überflüssige Importe aus anderen Sprachen aus.

Auch zu anderen Themen hielt Werner Kieser mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Viele Anti-Corona-Maßnahmen der Schweizer Regierung hielt er zum Beispiel für nutzlos oder



Werner Kieser war seit 1998 VDS-Mitglied. Foto: privat

übertrieben. „Man schont die Alten zu Tode“, sagte er dazu. Auch war er einer der ersten Unterstützer der VDS-Protestaktion gegen die Zwangssexualisierung der deutschen Sprache durch die Dudenredaktion. Und er mochte Menschen.

Mit seiner Frau Gabriela, einer promovierten Ärztin, die ihm über 40 Jahre auch in seiner Firma bei der Entwicklung von Trainingsprogrammen zur Seite stand, gestaltete er sein Haus in der Bergstraße in Zürich zu einem Geheimtreff Schweizer und internationaler Intellektueller.

Zweimal im Jahr luden die beiden auch auswärtige Gäste zu Vorträgen ein (unter Eingeweihten als Doldertalgespräche bekannt), darunter auch im November 2017 den Schreiber dieser Zeilen. Das Thema war „Lüge und Statistik“, aber wie immer in meinen Vorträgen war das eher ein Aufhänger für Einsichten und Aussichten aller Art, und ich bin bis heute beeindruckt von der im Kieserschen Haus gepflegten unaufgeregten wie geistreichen Diskussionskultur.

In diesem Haus ist Werner Kieser dann auch an einem plötzlichen Herzstillstand gestorben. Noch am Tag davor hatte er eines seiner Fitnessstudios in Zürich besucht. Er wurde 80 Jahre alt. Mit seinem Tod verliert die deutsche Sprache einen in vielfacher Hinsicht starken Unterstützer.

Walter Krämer

ert übersetzt, in den tiefsinnigen Versen Rumis anklingt:
Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,

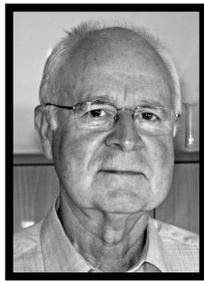
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.
Zwei Jahre vor seinem Tod wurde SAID Mitglied des VDS. Er wird nicht vergessen werden.
Rolf Stolz

Bernd Schamberger †

Er war ein Mann der ersten Stunde, Mitglied des VDS seit dem Sommer 1998. Von 1999 bis Dezember 2007 leitete er die VDS Region 90 (Nürnberg und Umgebung). Zu seinen zahlreichen Aktionen gehört eine Unterschriftensammlung gegen das unsägliche „sale“ und der Widerstand gegen das Easy-Credit-Stadion des 1. FC Nürnberg. Heute heißt es Max-Morlock-Stadion.

Auch als Autor ist Bernd Schamberger mehrfach hervorgetreten: Über sein letztes Buch „... und niemand weiß, warum. Geschichte, die das Leben schrieb“ fand Katharina Brinker in den letzten Sprachnachrichten viele lobende Worte: „So wechseln ... beim Leser Schmunzeln mit

ernsthafter Reflexion, lautes Lachen ... mit der einen oder anderen Träne im Auge ab.“

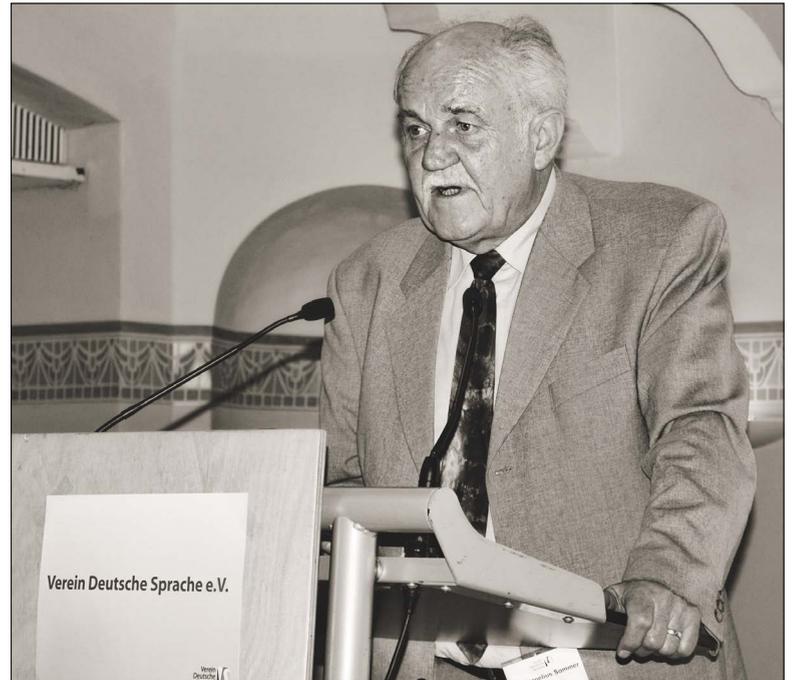


Bernd Schamberger (1940–2021)

Foto: privat

Den Erfolg dieses Buchs hat Bernd Schamberger nicht mehr erlebt. Am 1. Juli ist er in Oberasbach verstorben. Seine Freunde im VDS werden ihn nicht vergessen.

Walter Krämer



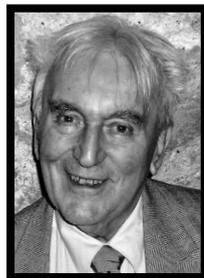
Cornelius Sommer (1940–2011) war VDS-Ehrenmitglied.

Foto: VDS

Jürgen Reichert †

Der frühere Regionalleiter Jürgen Reichert ist im Juni im Alter von 86 Jahren in Salzgitter verstorben. Er hinterlässt zwei Töchter. Von 2007 bis 2009 leitete Jürgen Reichert die VDS-Region Braunschweig, Salzgitter, Wolfsburg (38). Zum VDS war der Ingenieur bereits 1999 gekommen und war bis in die jüngere Gegenwart regelmäßiger Gast der VDS-Veranstaltungen. Ich selbst habe ihn als leidenschaftlichen, gelegentlich impulsiven, aber immer an der Sache interessierten Vereinsfreund erlebt, dem viel am Schicksal und Wohlergehen unserer Muttersprache lag. Trotz späterer gesundheitlicher Beeinträchtigungen hat sein Engagement für unsere gemeinsame Sache nicht nachgelassen. Seine Neigung zur Sprache und Kultur zeigte er u. a. auch dadurch, dass

er sich nach seiner Pensionierung am Historischen Seminar der Technischen Universität Braunschweig einschrieb und einen Magistertitel in Geschichte erwarb.



Jürgen Reichert (1935–2021)

Foto: privat

Die Regionalgruppe gedenkt seiner in Respekt und Dankbarkeit. Mehrere VDS-Mitglieder der Region nahmen an seiner Beerdigung teil und legten am Grab einen Kranz im Namen des Vereins ab.

Dietrich von der Oelsnitz

Vakante Regionen

Der Verein Deutsche Sprache ist eine Graswurzelbewegung: Er lebt und stirbt mit den vielfältigen Aktionen von Tausenden von Sprachfreunden „vor Ort“. Diese können sich auf der Ebene von Postleitregionen zusammenschließen. Der Leiter/die Leiterin einer Region und möglicherweise weitere Delegierte vertreten die Mitglieder auch auf unserer jährlichen Bundesdelegiertenversammlung.

In den folgenden Regionen Deutschlands wird noch eine Person zur Organisation der Regionalarbeit gesucht:

01, 02, 46, 64, 93, 94

Bei Interesse am besten in der VDS-Geschäftsstelle oder auch direkt bei mir persönlich melden: walterk@statistik.tu-dortmund.de, Telefon 0231-7948520.

Ihr Vereinsvorsitzender
Walter Krämer

Deutsch lebt!

In memoriam Cornelius Sommer

Dieser Tage jährt sich zum zehnten Mal der Todestag unseres großen Vereinsfreundes Cornelius Sommer. Er war ein seltenes Geschöpf auf diesem Erdenrund: Diplomat mit Herz und Verstand, Ausstrahlung ohne Dominanzgebaren, kein Fußballfan, aber immer zur Stelle, wenn ein Libero oder Ausputzer gesucht wurde. Kontinenteübergreifend hat er vermittelt, gefeilscht und geschlichtet. Von wechselnden Ministern als „Mann für die schwierigen Fälle“ geschätzt, ging er im Jahr 2000 für vier Tage nach Manila, um mit Geiselnehmern zu verhandeln, daraus wurden vier Monate – und erreichte ein für die deutschen Opfer glimpfliches Ende.

Den als ereignisarmen „Vorruhestand“ angesehenen Botschafterposten in Helsinki tauschte er gegen das unbequeme Kaliningrad ein, wo er sich selbst noch einmal um Büro-Unterbringung und Akzeptanz bei Behörden und Bürgern kümmern musste. Und als Germanist mit Lehrjahren (er war der Lehrende!) in den USA hat er beizeiten die Bedrohung unserer Sprache durch die gedankenlose Unterwerfung unter das Englische erkannt.

Dem VDS trat Cornelius Sommer schon im Jahr 1999 bei. Als Sprachwissenschaftler und Diplomat war ihm die zentrale Bedeutung ebendieser Sprache für das Zusammenleben der Menschen in einem Land und über

Ländergrenzen vielleicht mehr als anderen bewusst. Die Deutsche Bibliothek Helsinki etwa, Träger des Initiativpreises Deutsche Sprache 2007, sei „ein kleiner, aber kraftvoll strahlender Leuchtturm, nicht wegzudenken aus der kulturellen Tradition Finnlands und der deutsch-finnischen Beziehung. Hier begegnen sich unsere Menschen, ihr Wissen und ihre Sprachen“, sagte Sommer, der als ehemaliger deutscher Botschafter in Finnland die Laudatio hielt.

Mehrere Jahre leitete er auch den Beirat der Stiftung Deutsche Sprache, und von 2005 bis 2010 betrieb er mit Wolf Schneider, Josef Kraus und Walter Krämer die „Aktion lebendiges Deutsch“: Hier wurde jeden Monat besonders ärgerliche Anglizismen sozusagen zum Abschuss freigegeben; die Suche nach einer deutschen Entsprechung für „brainstorming“ im Mai 2006 etwa generierte über 10.000 Vorschläge, davon 3.800 verschiedene, von insgesamt 4.462 Einsendern aus der ganzen Welt: Tüftelrunde, Grübelplausch, Phantasiegalopp oder Synapsengewitter, neben vielen anderen. Das Rennen hat die vergleichsweise prosaische „Denkrunde“ gemacht. In dem im IFB-Verlag im Jahr 2010 erschienenen Buch „Deutsch lebt! Ein Appell zum Aufwachen“, das diese Aktion zusammenfasst, hat sich Cornelius Sommer sozusagen selbst ein Denkmal gesetzt.

Alexander Mühlen
und Walter Krämer

Meine Mutter war Glasermeister

Nach dem Tode meines Vaters 1947 erlernte meine Mutter bei ihrem Schwiegervater in Guben den Handwerksberuf eines Glasers, um sich und ihre drei Kinder ernähren zu können (SN 90, S. 2). Als erste Frau in der DDR erwarb sie 1952 in diesem Beruf den Meistertitel und führte den Betrieb bis Mitte 1970.

Einzig in der Danksagung nach ihrer Beisetzung wurde die Berufsbezeichnung Glasermeisterin verwendet. In meinem Sprachgebrauch war sie immer Glaser oder Glasermeister.

Christian Dulitz, Guben

Leibliches Geschlecht ist belanglos

Der Selbstzuschrieb der geschlechtsbetonten Redeweise als geschlechtergerecht ist falsch (SN 90, S. 2 u. ö.). Das Gendern unterscheidet gerade nicht zwischen gesellschaftlicher Stellung und leiblichem Geschlecht, sondern vermischt sie. Es vermischt wörtliches und leibliches Geschlecht. Es macht die weibliche Endung unversehens und gleichheitswidrig zum Fortsatz der männlichen Angabe statt zum Unterfall der Gesamtheit. Daran krankt meistens bereits die paarige Redeweise.

Das Gendern ist mißdeutend und autoritär. Gerech und gender-gemäß ist hingegen seit alters die vorhandene allgeschlechtliche Sprache. Die Gattungsbezeichnungen Maskulinum, Femininum und Neutrum sind ein *Genus commune*, bei dem das leibliche Geschlecht belanglos ist. Der Mensch bleibt auch als *die* Waise stets *das* Kind seiner Eltern. *Das* Weib ist ebenso feminin wie *das* Mädchen, aus dem *die* Maid wird, ohne sein Geschlecht zu wechseln.

*Ulrich J. Heinz,
Marburg an der Lahn*

Gendern lenkt ab vom Wesentlichen

Die Gendersprache bekämpft Oberbegriffe, die eine Gattung oder eine Funktion bezeichnen (SN 90, S. 2 u. ö.). Der Unfug beginnt nicht erst, wenn Wörter durch Sternchen oder ähnliche Mätzchen verhunzt werden. Die Sprache wird schon dann zum Schlechten verändert, wenn Gattungsbegriffe durch die doppelte Form ersetzt werden.

Dem leisten selbst Politiker immer häufiger Vorschub. Der Generalsekretär der CDU zerbricht sich die Zunge an „Ministerinnen und Minister“. Damit lenkt er den Blick vom Wesentlichen ab, dem politischen Amt. Er schielt auf den Unterleib, als müsse betont werden, dass ein Ministeramt auch von einer Frau ausgeübt werden kann.

Dr. Christian Balzer, Düsseldorf

Alptraum vom Gendern

Das Sternchen im Wort, wahlweise auch der Doppelpunkt, der Unterstrich, der Großbuchstabe mitten im Wort sind ein ganz besonderer Ausdruck des Gutmenschentums (SN 90,

Wir freuen uns über Kritik und Lob, über letzteres natürlich mehr. Leider können wir nicht alle Leserbriefe abdrucken, müssen oft auch kürzen. Dafür bitten wir um Verständnis. Schreiben Sie bitte an leserpost@vds-ev.de.

S.2 u. ö.). Es schafft nachgerade Über-Gutmenschen, die herrlichsten, die besonders erleuchteten, die aufrichtigsten, grandiosesten Gutmenschen überhaupt. All diese Alltagsmenschen – der Lehrer, der Chef, der Kunde, die Erzieherin, die Mutter, die Ärztin – sind allenfalls Unter-Gutmenschen, solange sie nicht die Gendersprache benutzen.

Die Über-Gutmenschen, die sich mit einem Allwissen gesegnet fühlen, benutzen die Veränderung der Sprache zu ihrer eigenen Selbsterhöhung. Tatsächlich aber bewirken sie eine schändliche Verkrüppelung unserer Sprache. Ich bete jeden Tag dafür, dass der Alptraum aufhört.

Dieter Krause, Bad Münder

Gendern kommt aus Amerika

Zusätzlich zu meinem generellen Verdross über den Unfug des Genderns (SN 90, S. 3) ärgert es mich, dass dies noch nicht einmal eine originär deutsche Albernheit ist, sondern wieder einmal ein schlecht eingedeutschter Import aus Amerika.

In den Achtzigerjahren wurden dort *waiters* und *waitresses* zu *waitpersons* gemacht.

In den Neunzigerjahren der gleichen Unfug bei der Fliegerei. Da wandelte sich der *Steward* – eine Bezeichnung von historischer Noblesse – zum *flight attendant*. Bei einem Flug von New York nach Caracas bestand einer der Männer des Kabinenpersonals auf der Anrede *flight attendant*. Seine Kollegin dagegen erklärte mir sehr freundlich, sie hätte nichts dagegen, als *Stewardess* angesprochen zu werden.

Die *flight attendants*, deutsch Flugbegleiter, blieben uns leider erhalten, die *wait persons* gottlob nicht. Das lässt hoffen, dass in 40 Jahren auch bei uns die Genderei wieder nachlassen wird.

*Dr. Uwe Siemon-Netto,
Laguna Woods (Kalifornien)*

Maria Stuart politisch korrekt

In der zentralen Szene, auf dem Höhepunkt des Streits der beiden Königinnen, lässt Schiller Maria Stuart ihren Anspruch auf den englischen Thron mit den Worten „Ich bin euer König“ anmelden (SN 90, S. 5).

Im Jahr 1900 hat der Grammatiker Friedrich Blatz das als „nachdrücklicher und bezeichnender“ bewertet als „eure Königin“. Das heißt, er erkennt an, dass die nicht movierte Form König, also das generische Maskulinum, die Bedeutung vollkommener wiedergibt, indem sie das Wesentliche hervorhebt. Die intensivierende Wirkung dieser Wortwahl

Schillers wird in der Aufführung des Deutschen Theaters Berlin, in 3sat ausgestrahlt am 15.5.2021, der Political correctness geopfert: Es erfolgte eine Textänderung zu „Ich bin eure Königin“.

Prof. Heide Wegener, Potsdam

Die Kanaille Franz Moor

In seinem Bühnenwerk „Die Räuber“ nennt Friedrich Schiller seine Gestalt Franz Moor „die Kanaille“ (SN 90, S. 5). Der Unterschied zwischen biologischem und grammatischem Geschlecht kann kaum knapper, klarer und eindeutiger aufgezeigt werden. Wahrscheinlich hat Kathrin Kunkel-Razum von der Duden-Redaktion „Die Räuber“ nie gelesen.

Und noch eins: Soeben entdeckte ich in den Sprachnachrichten Nr. 90 auf S. 27 die vorzügliche Besprechung des Hauptwerkes von Achim Elfers „Sprache und bewohnte Welt.“ Beim Lesen des Abschnitts „Zeitbereich“ in Band I, S. 298–306 spürte ich so lebhaft wie noch nie zuvor den Einfluß der Sprache auf mein Denken. In diesem anspruchsvollen Werk vollzieht sich ein sprachphilosophisches Ereignis, ein „Eräugnis“, wie Heidegger sagen würde.

*Dr. Gudrun Luh-Hardegg,
Schrus (Österreich)*

Zuviel zum Thema Gendern

Die Sprache werde verwässert, die Information behindert und die deutsche Kultur zerstört. Und die Redaktion nimmt die kleinliche Satire eines Prof. von Niessen über Schillers „Bürgschaft“ ernst, als ob in der Ballade jedes männliche Substantiv gendert werden müsse (SN 90, S. 5).

Es gibt meiner Meinung nach wichtigere Aufgaben als der Widerstand gegen die Gendermode. Was nicht heißt, dass Gendern immer sinnvoll ist.

Georg Matziol, München

Selbstmordende

Ich bin ein begeisterter „Leser“ der Sprachnachrichten – auch als Frau. Wenn aus Selbstmörder „Selbstmordende“ wird, dann schließt dieses Wort neben denen, die sich selbst töten, tatsächlich auch jene mit ein, die andere Menschen töten (SN 90, S. 9). Das ist doch einfach alles nur noch absurd.

Anett Zang, Berlin

Imperativ Singular korrekt

In dem Beitrag von Josef Kraus „Auch große Konzerne aus Deutschland“ ... (S. 9) fand ich folgenden Passus: „das lateinische Wort ‚audere‘ heißt ‚hören, horchen‘; ‚audi‘ ist der Imperativ ‚Horch zu! Hör her!‘ Hier ist das

Semideponens „audere, audeo, ausus sum“; Imperativ „aude“ verwechselt worden mit dem Verb der i-Konjugation „audire“. Daß es sich um einen Druckfehler handeln muß, geht aus dem korrekt wiedergegebenen Imperativ Singular des Verbs audire mit „audi“ hervor.

Gleichwohl sollten derartige Fehler in der Sprachzeitschrift des Vereins nicht vorkommen.

*Jürgen Martens,
Königswinter*

Sprachverlust in der Direktion

Ihr Artikel „Apropos Apposition“ (SN 90, S. 16) spricht mir aus der Seele. Ich beobachte zunehmend, dass die simpelsten sprachlichen Grundsätze nicht mehr beherrscht werden. Als Mitarbeiterin einer obersten Landesbehörde bekomme ich viel zu sehen, und leider muss ich feststellen, dass selbst die Spitze der Verwaltung kaum noch in der Lage ist, vollständige Sätze zu verfassen. Da muss gar nicht so etwas Kompliziertes wie eine Apposition um die Ecke kommen, einfache Aufzählungen genügen. Mir scheint, dass vor lauter „Korrektheit“ völlig verloren geht, was eigentlich gesagt werden soll.

Christine Neumeister, Wiesbaden

Deutsch-österreichisch?

Mit großer Zustimmung habe ich den Beitrag „Zeitungen – Gendern bedeutet Informationsverlust“, von Anna Dobler gelesen (SN 90, S. 7). Im redaktionellen Begleittext zu diesem Artikel wird die Verfasserin als eine „deutsch-österreichische Journalistin“ bezeichnet. Gemeint ist damit nicht etwa eine deutsche Österreicherin als Angehörige des Mehrheitsvolkes im Unterschied zu einer Landsmännin, die der slowenischen, der kroatischen, der ungarischen oder einer anderen nichtdeutschen Volksgruppe angehört, sondern eine aus der Bundesrepublik Deutschland stammende und in der Republik Österreich tätige Journalistin.

Zur Vermeidung von Missverständnissen sollte man sie als „eine bundesdeutsch-österreichische Journalistin“ bezeichnen.

*Dr. Anton Karl Mally,
Mödling (Österreich)*

Mein Sprachgefühl

Vielen Dank für den Grammatikunterricht von Bastian Sick. Was er zur Apposition schreibt, habe ich mir gut gemerkt (SN 90, S. 16).

Mir geht in letzter Zeit häufig die Verwendung des Plusquamperfekts auf den Geist. So bei der mündlichen Rede an meinem Arbeitsplatz in Oberhausen, inzwischen aber auch in der Rheinischen Post. Was ich da höre oder lese, ist nicht nach meinem Sprachgefühl. Langsam glaube ich, dass es mich verlassen hat.

*Dr. Susanne Lang-Fugmann,
Ratingen*

Dankenswerte Klarstellung

Soeben habe ich die jüngste Ausgabe der Sprachnachrichten sehr konzentriert gelesen. Besonders angetan bin ich von den Ausführungen Bastian Sicks zur grammatischen Kategorie der Apposition (SN 90, S. 16). Die dort getroffenen Klarstellungen sind tatsächlich überfällig gewesen; sie werden hoffentlich auch die angestrebte Wirkung erzielen.

Klemens Weilandt, Uetze

In Hebräisch nicht aufgepasst

Diplom-Theol. Magnus Lux weist (in SN 89, S. 22) Peter Hahne zurecht – mit dem Hinweis, „dass ‚Gott‘ im germanischen Sprachraum keinen Artikel hat“. Dies aber hat – mit Verlaub – nichts mit dem „germanischen Sprachraum“ zu tun, sondern schlichtweg damit, daß der Artikel sich bei Eigennamen generell erübrigt; zumal in einer monotheistischen Religion der Artikel überdies auch theologisch völlig sinnlos wäre. Davon abgesehen, ist im AT der Gottesname in manchen Kontexten sehr wohl mit einem Artikel versehen (Stichwort „Jahwist“ vs. „Elohist“); und „Jahwe“ bedeutet auch nicht „ich bin da“. Vielmehr handelt es sich hier um eine Kausativform im Imperfekt des Verbums hawáh („werden“), so daß „jahwäh“ soviel bedeutet wie „der zu werden veranlaßt“ oder „er macht, daß (etwas) geschieht“.

Aber das sind im Grunde Kleinigkeiten im Vergleich zum Folgenden: Im Deutschen (und den indogermanischen Sprachen allgemein) unterscheiden wir in der dritten Person keinerlei Genus; also „(er) schreibt“ oder „(sie) schreibt“ – die Endung ist immer die gleiche. Das Hebräische aber hat (wie andere semitische Sprachen auch) in der dritten Person (Sg. und Pl.) differente Endungen für Maskulin und Feminin; z. B. „kotev“ = (er) schreibt, „kotävät“ = (sie) schreibt“. Und immer, wenn im Alten Testament von Gott die Rede ist (auch „Elohim“ ist ein Maskulinum), dann erscheint auch stets nur dieses eine Genus: Maskulin. Herr Lux hätte im Hebräisch-Unterricht also besser aufpassen sollen. *Dr. Christian Petersen, Aschaffenburg*

Krimis – schädlich für die Seele

Mit jeder Zeile spricht mir der Autor von „Der Krimi – mein literarisches Fragezeichen“ aus dem Herzen (SN 90, S. 31). Der Artikel hätte von mir sein können. Seit Jahrzehnten wundere ich mich über die Sucht so vieler Mitmenschen nach Krimis in Fernsehen oder Kino, bei denen sich alles um brutales oder abgefeimtes Verbrechen dreht.

Man sieht sie meist abends, und man nimmt Bilder von Mord und Gewalt, die sich in der Seele festgesetzt haben, mit in den Schlaf. Dieser sollte aber der körperlichen und seelischen Regeneration dienen. Aber an so etwas wie eine Seele wird weithin kaum

noch geglaubt, weshalb ausweichend von der „Psyche“ die Rede ist.

Ob Seele oder Psyche, die Menschen haben kein Bewußtsein mehr dafür, welchen üblen Tort sie sich mit dieser immer neuen Tatortguckerei antun. Ich bin sicher, daß Verbrechen und Gewalt im wirklichen Leben auf das Anschauen von Krimis zurückgehen.

Michael Ladwein, Bad Liebenzell

Sprachpanscherin von der Leyen

Sie haben Ursula von der Leyen auf die Kandidatenliste für den Sprachpanscher gesetzt (SN 90, S. 2). Ich habe den Eindruck, Sie kennen nur schlecht den Brüsseler Alltag. Da herrscht zum größten Bedauern unserer französischen Freunde seit Jahrzehnten das Englische als *Lingua franca*, manchmal spaßhaft auch „Euro-Englisch“ genannt.

Bei öffentlichen Auftritten benutzt Frau von der Leyen – mit oder ohne Manuskript – regelmäßig Deutsch, Englisch oder Französisch. Sie spricht Englisch und Französisch auf höchstem Niveau und anders als einige Deutschsprachige, bei denen man sich wünscht, sie würden ihre Muttersprache sprechen, anstatt das Englische zu mißhandeln. Sie übersehen auch, daß wegen der Beteiligung von Mitarbeitern unterschiedlicher Muttersprachen in Brüssel die meisten Texte zunächst auf Englisch verfaßt und nur bei Bedarf erst in ihrer Endfassung in andere Sprachen übertragen werden.

Insgesamt halte ich es für verfehlt, Frau von der Leyen in dieselbe Ecke zu stecken wie Gender-Fanatiker oder Werbeschwätzer.

Ulrich Paetzold, Brüssel

Allgemeine Briefe an den VDS

Schmerzlich vermisst

Da geben nun verschiedene Städte „par ordre du mufti“ Dutzende Seiten umfassende „verbindliche“ Anweisungen für den ideologischen Gendersprech heraus. Die Stadt Köln, die ebenfalls vorgibt für gesellschaftliche Probleme unserer Zeit die richtige Lösung zu haben, nennt ihre 54-seitige Abhandlung „Leitfaden für eine wertschätzende Kommunikation“. Jemand den ich bei diesem widersinnigen Sachverhalt heute stark vermisse ist ein zu Lebzeiten unserer Kultur sehr zugetaner Pole. Ein Mann, der in der NS-Zeit unsagbar unter den Deutschen gelitten und sich dennoch seine Liebe zur deutschen Sprache bewahrt hat: Marcel Reich-Ranicki. Nur ein einziges fundiertes typisches „sich darüber Eiferern“ im Fernsehen – und das ganze Gender-Gestotter wäre schon bald darauf was fürs Panoptikum. *Dietmar Kinder, Elsdorf-Heppendorf*

Eulenspiegelerei unseres Zeitalters

Unsere Wortsprache, das wichtigste Organon aller Kulturen, zeigt bedenkliche Verfallserscheinungen. Nach dem Anglizismen-Unwesen setzen nun unter dem Vorwand der „Geschlechtergerechtigkeit“ Medien, Behörden, Bildungseinrichtungen und Kirchen immer öfter lächerliche Sprachgebilde durch, die man auch als Eulenspiegelerei unseres Zeitalters bezeichnen könnte.

Hinter diesen scheinbar nur aus Wortklaubereien bestehenden Änderungen verbirgt sich eine zutiefst totalitäre Ideologie, die nicht nur auf die Änderung von Sprache und Bewußtsein abzielt, sondern auf eine Zersetzung familiärer und letztendlich gesamtgesellschaftlicher Strukturen verfolgt. Trotz kaum wahrnehmbarer Akzeptanz in der Bevölkerung treiben links-grüne Ideologen mit staatlicher Unterstützung die verheerende Folgen zeitigende Sprachbewusstseinsveränderung voran.

Da lob ich mir das beispielhafte Vorgehen des Ringes Christlich-Demokratischer Studenten mit der Petition gegen Genderzwang an Hochschulen und Behörden.

Prof. Dr. h. c. Konrad Zimmer, Königsberg in Franken

Architektur und Sprache

Es scheint Parallelen in der kulturellen Entwicklung zu geben. In der Nachkriegszeit bis in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts wurden vielerorts die Altstädte abgerissen und damit wertvolles städtebauliches Erbe vernichtet. Helle luftige, im Osten sozialistische Viertel sollten entstehen. Zweifler wurden als Ewig-Gestrige geschmäht. Heute sind diese hellen luftigen Viertel sehr oft soziale Brennpunkte.

Ich habe den Eindruck, die links-liberalen Macher in den Medien tun Ähnliches. Sie verweigern die Annahme des sprachlichen Erbes, das in jahrhundertalter Übereinkunft der Generationen gehegt, gepflegt und bewahrt wurde. Sie opfern die deutsche Sprache dem Zeitgeist und beschädigen sie für immer. Es tut weh, das anzusehen.

Werden unsere Urenkel irgendwann versuchen, aus den ihnen überkommenen Sprachtrümmern die eigene Sprache neu zu schaffen? Ich weiß es nicht, aber ich bin doch froh, dass mit dem VDS eine hörbare Stimme für die Bewahrung der deutschen Sprache eintritt.

Inge Scheider, Krölpa

Beschämend

Der deutsche Geldgeber Lars Windhorst hat sich bemüht, den Berliner Fußballverein Hertha BSC in einen *Big City Club* umzustilisieren. Nachdem jetzt die Bundesligamannschaft von Hertha ihren Verbleib in der höchsten Spielklasse gesichert hatte, gab deren Trainer, der Ungar Pal Dardai, in

aufgeräumter Stimmung dem ZDF ein Interview. Er sagte: „Es ist nicht böse gemeint, aber die *Big-City*-Geschichte damals – ein Leben lang bleibt das ein bisschen negativ ... Wir sind ein deutscher Verein, in der Hauptstadt, in Berlin, für Berlin, das ist gut.“

Ich finde es beschämend, dass ein Ungar dies uns Deutschen erklären muss.

Prof. Klemens Doepp, Freudenberg

Ohne Bindestrich

Kennen Sie in Berlin ein weltberühmtes, edles, teures, steuerfinanziertes KOCH-Institut mit dem hübschen Namen ROBERT? Natürlich, dieses seriöse Koch-Institut hatten wir alle einmal gut gekannt als es noch nicht von den sich seuchenhaft verbreitenden Sprachverhunzern besetzt war und richtig mit Verbindungsstrichen geschrieben wurde.

Diese Rechtschreibregel, dass man Eigennamen schreiben darf, wie man gerade lustig oder gebildet ist, die stört hier enorm, viel besser „Altdeutsch“: Paul-Ehrlich-Institut.

Peter Pommerencke, Herrsching

Deutsch in Brasilien

Eine meiner Enkelinnen war kurz vor Beginn der Coronapandemie im Herkunftsland ihrer Mutter, in Brasilien. Im Süden dieses Riesenlandes ging sie in einen Laden und äußerte in der Landessprache Portugiesisch ihren Kaufwunsch. Die junge brasilianische Verkäuferin antwortete prompt auf Deutsch. „Ich sehe doch, dass Sie aus Deutschland kommen, da können wir doch auch deutsch miteinander reden.“ Auch nach Generationen haben viele Deutschstämmige in Brasilien ihre Herkunft und Muttersprache nicht vergessen.

Joachim Brauner, Bruchköbel

Hund und Hündin

Ich grüße Sie aus dem Raum Aachen und wünsche weiterhin viel Erfolg bei Ihrer wichtigen und wertvollen Arbeit für unsere wunderbare Sprache. Wir leben – und das leider nicht nur in sprachlicher Hinsicht – längst in Absurdistan. Für einen frühmorgendlichen lautstarken Heiterkeitsausbruch sorgte kürzlich bei mir der ZDF-Wetterfrosch Benjamin Stöwe. Er sagte kühles und nasses Wetter voraus. Und sprach: „Wenn Sie also gleich mit Ihrem Hund / Ihrer Hündin im Park gassigehen, ziehen Sie sich warm genug an ...“ Das sagte er nicht humorig, sondern in völligem Ernst. Selbst die Meteorologen sind also von der öffentlich-rechtlichen Sprachpolizei mittlerweile völlig durchseucht.

Natürlich habe ich mich bei dieser Wetteransage für alle Hündinnen Deutschlands sehr gefreut. Sie sind nun nicht mehr nur mitgemeint, wenn sie morgens mit ihren männlichen Artgenossen durch deutsche Parks tollten.

Mona Marquardt, Würselen

VDS-Mitglieder einmal anders

Jitsy Santana-Gomez

Der Verein Deutsche Sprache hat 179 Mitglieder auf der schönen Karibikinsel Kuba. Seit 2016 gehört auch Jitsy Santana-Gomez dazu. Als frischgebackene „Licenciada en Lengua Alemana y Francesa“ (entspricht etwa einem deutschen Magister in Germanistik und Französischer Sprachwissenschaft) hat sie vor, als Übersetzerin oder vielleicht auch Lehrerin für Deutsch zu arbeiten, im Moment überlegt sie noch.

Diese Laufbahn war nicht vorgezeichnet. In der Schule liebte Jitsy vor allem die Mathematik, sie war drittbeste in einem kubaweiten großen Schülerwettbewerb. Auch in vielen anderen Fächern war sie regelmäßig die beste Schülerin der ganzen Provinz. Weil einer ihrer Onkel aber mehrere alte deutsche Wörterbücher besaß, in denen sie als Kind gerne herumblätterte, und an der Universität von Havanna als Fremdsprachen nur Russisch, Deutsch und Französisch angeboten wurden (Englisch sprach sie fließend schon als Kind), verliebte sie sich eher aus Zufall in die Sprache Goethes und Schil-



Jitsy Santana-Gomez zu Besuch am Steinhuder Meer.

lers. Und schüttelt über den Umgang der heutigen Deutschen mit Ihrer Sprache nur den Kopf. Ihre Lieblingsspeise „Moros y Cristianos“ umzubenennen, nur weil ein paar durchgeknallte Weltverbesserer sich an den Mohren stören, wäre in Kuba völlig undenkbar. „Mohren und Christen“ sind das kubanische Gegenstück des deutschen Zigeunerschnittzels und bestehen aus schwarzen Bohnen und Reis. In Kuba gingen

auch die Geschlechter erheblich unverkrampfter miteinander um, das intellektuelle Glasperlenspiel der deutschen Genderlobby wäre dort allenfalls als Zirkusnummer zu verkaufen.

Ansonsten stellt sie nur ungern Kulturvergleiche an. „Das ist nicht gesund“. Und so hat sie auch schon gegrillte Skorpione in Peking gegessen – genauso begeistert wie ihren ersten Tartar oder ein in Kuba vergleichs-

weise seltenen Gemüse namens Spargel bei einem Besuch beim Vereinsvorsitzenden am Steinhuder Meer. Als Schülerin hat sie als Hobby Kampffische gezüchtet und Schach gespielt.

Zum VDS kam Jitsy Santana-Gomez über ihren Mann Dr. Klaus Leciejewski, der in Kuba die Interessen des VDS vertritt. Mit ihm zusammen hat sie auch zwei sehr empfehlenswerte Bücher über Kuba herausgegeben:

Kuba 151: Porträt der größten und ungewöhnlichsten Karibikinsel in 151 Momentaufnahmen, Verlag conbook 2019, ISBN 978-3958893177

und

111 Gründe, Kuba zu lieben: Eine Liebeserklärung an das schönste Land der Welt, Schwarzkopf-Verlag 2018, ISBN 978-3942665506.

Alle Fotos in diesen reich bebilderten Büchern sind von ihr. „Ich empfehle das Buch jedem, der mehr über Kuba zu lesen bereit ist und willig ist, die ewigen Klischees der Sozialromantiker zu überdenken“, schreibt ein Rezensent bei Amazon.

Walter Krämer

Neues aus der Geschäftsstelle

Deutsche Sprachtage 2021 abgesagt

Über verschiedene Kanäle wurde es schon bekanntgegeben: Auch der zweite Versuch, die Deutschen Sprachtage inklusive der Delegiertenversammlung in der VDS-Gründungsstadt Dortmund abzuhalten, ist leider gescheitert. Der VDS-Vorstand hat entschieden, die für das erste Wochenende im September geplanten Deutschen Sprachtage 2021 abzusagen. Auch wenn die Pandemie-Lage sich im Sommer entspannt, war es durch die bestehenden Beschränkungen nicht möglich, eine mehrtägige Veranstaltung vorzubereiten. Die Teilnehmerzahl müsste beschränkt und Schutzvorschriften eingehalten werden. Eine geringere Teilnehmerzahl wäre aber angesichts der zuzuführenden Vorstandswahlen problematisch. Ein lohnenswertes Rahmenprogramm wäre ebenfalls nicht möglich. Auch wenn damit bereits die zweite Großveranstaltung des VDS der Pandemie zum Opfer fällt, hat der Vorstand sich für die Absage entschieden. Er will den Delegierten die Anreise zu einer Versammlung nicht zumuten, die durch Ungewissheit um Hygienekonzepte kaum befriedigend organisierbar wäre.

Als Perspektive sei auf die Deutschen Sprachtage 2022 verwiesen, die in Lutherstadt Wittenberg zum 500. Jahrestag des Erscheinens der ersten Luther-Bibel stattfinden werden.

Nach dem geltenden Pandemie-Gesetz bleibt der Vorstand des Vereins im Amt, bis eine Neuwahl möglich ist. Ein Rechenschaftsbericht für das Jahr 2020 und der Bericht über die Kassenprüfung werden den Regionalvertretern mit dem nächsten „Rundbrief des Vorsitzenden“ zugehen.



Neues Logo für den Jungen VDS



Der Junge VDS bekommt ein eigenes Logo. Damit können sich die Aktiven beim VDS für junge Leute nun bei Veranstaltungen und bei der Korrespondenz vom VDS abgrenzen. Das Logo wird nun auch im Netzauftritt für die VDS-Jugendorganisation eingebaut, der als nächstes erstellt wird.

Sprachnachrichten im Wartezimmer



Überdurchschnittlich viele VDS-Mitglieder sind Ärzte, Steuerberater, Anwälte oder in sonstigen Büros tätig, wo Menschen in Wartezimmern gerne etwas lesen. Wie wär's, wenn Sie dort unsere Sprachnachrichten auslegen? Wer es nicht schafft, die Zeitschrift im Wartezimmer zu Ende zu lesen, darf sie gerne mit nach Hause nehmen oder an Interessierte weitergeben. Nachschub kommt sofort. Ein **Anruf in der VDS-Geschäftsstelle** (0231-794 8520) genügt, dann schicken wir Ihnen fünf zusätzliche Exemplare.

Von Wokeness und Gender

Das ist Bullshit.“ Judith Sevinç Basad findet klare Worte, wenn sie mit den Anhängern der Woke- und Genderbewegung abrechnet. Und „woke“ – was soll das überhaupt? Die „Erwachten“, wie sich die Vertreter dieser Gruppe übersetzen lassen, haben sich selbst als die Guten erkannt. Basad stellt in ihrem Buch klar, dass die Welt, wie sie bisher funktioniert hat, aus Sicht der Verfechter der Wokeness-Bewegung und der Cancel-Culture nicht mehr weiter so funktionieren darf. Sie entblößt dabei schonungslos die absurden Mechanismen, mit denen die Anhänger arbeiten. Der Wunsch nach sozialer Gerechtigkeit werde pervertiert, indem vorhandene Ungerechtigkeiten, die es tatsächlich gibt, durch eine Neupositionierung des Kompasses einer ganzen Gesellschaft ausgemerzt werden sollen – unabhängig davon, ob die Gesellschaft tatsächlich ungerecht ist oder nicht.

Denn Negatives wird nicht mehr vom Konsens einer großen Gruppe als solches erkannt, sondern von einzelnen Positionen, die vermeintlich Benachteiligte einnehmen sollen. Es entsteht eine Art Konkurrenzkampf der gesellschaftlich Benachteiligten. Wie auf einer Punkteskala kann man für sich selbst entscheiden: Wie unterprivilegiert bin ich eigentlich? Wann gewinne ich den Wettbewerb der Unterdrückten? Verraten sei soviel: Es ist die schwarze, queere Frau. Die Social-Justice-Warriors haben Sprache als etwas erkannt, was Wirklichkeit konstruiert. Dabei berufen sie sich auf die Gedanken der Poststrukturalisten, die Sprache von alten Machtverhältnissen beeinflusst sieht – männlichen Machtverhältnissen, die geschichtlich bedingt auch nicht abzuspüren sind. Diese Verhältnisse gehe es aufzubrechen; sogar soweit, dass das toxisch Männliche komplett ausgemerzt wird, weil nur so eine umfängliche Gerechtigkeit Einzug halten kann. Biologische Fakten werden ausgeblendet, die Zahl jener, die tatsächlich biologisch bedingt keinem binären Geschlecht zugewiesen werden können, werde hochstilisiert. Man fühlt sich ein Stück weit an die Komiker von Monty Python erinnert und ihren Film „Das Leben des Brian“:

„Ich möchte, dass ihr mich von jetzt an Loretta nennt.“ – „Was?“ – „Das ist mein Recht als Mann.“ – „Warum möchtest du Loretta sein, Stan?“ – „Weil ich Babys haben möchte.“ – „Aber du kannst keine Babys haben.“ – „Unterdrücke mich nicht!“ – „Ich unterdrücke dich überhaupt nicht, Stan, aber du hast keine Mumu.“

Was Monty Python hier noch als Ulk ansah, ist mittlerweile zum Selbstläufer geworden. Eine vermeintlich falsche Ansprache kann dafür sorgen, dass der Sprecher ausgegrenzt wird, weil er nicht politisch korrekt genug gehandelt hat. Der Trend habe laut Basad seinen Ursprung in den Kreisen der Intellektuellen – mittlerweile habe er auch an den Unis Einzug gehalten und Sorge sogar dafür, dass Professoren bei ihrer Arbeit gehindert werden, weil Gruppierungen es sich zur Aufgabe gemacht haben, unliebsame, nicht-gendernde Dozenten aktiv zu stören. Sprache sei nicht mehr



nur Kommunikationsplattform, sondern solle auch zum Ausdruck einer inneren Haltung werden. Dabei seien die Rollen klar verteilt: Wer gendert, ist progressiv und gut, wer es nicht tut, altbacken und gehöre nicht gehört, schreib Basad: „Das Sternchen übernimmt so eine ganz neue Funktion: Ist es vorhanden, markiert es die Dinge, die moralisch gut sind. Ist es nicht vorhanden, sind die Dinge per se schlecht.“

Mit ihrem Buch ist Basad ein pointiertes Werk gelungen, dass die kruden Ideen der Woke-Bewegung dezidiert untersucht und sie als das offenlegt, was sie sind: Eine Spalt-Axt der Gesellschaft. *Dorota Wilke*

Judith Sevinç Basad: Schäm dich. Wie Ideologinnen und Ideologen bestimmen, was gut und böse ist. Frankfurt am Main 2021, Westend-Verlag. ISBN 978-3-86489-212-7, 18,00 €

Finanzwissenschaftler fragt: Sind wir dekadent?

Es ist gut, dass die Menschen unser Banken- und Geldsystem nicht verstehen“, sagte einmal der amerikanische Industrielle und Autobauer Henry Ford. „Sonst hätten wir noch vor morgen früh eine Revolution.“ Diese Revolution ist bisher ausgeblieben. Also – im Umkehrschluss – verstehen die Menschen unser Geld- und Bankenwesen nicht. Wie zum Beispiel, so eine These dieses Buches, dass die europäische Zentralbank inzwischen ganz offen monetäre Staatsfinanzierung betreibt.

Monetäre Staatsfinanzierung heißt: Der Staat drückt das Geld zum Finanzieren seiner Ausgaben selbst. Wohin das führt, hat die Inflation von 1923 aufgezeigt. Nicht ohne Grund ist monetäre Staatsfinanzierung deshalb in Deutschland strikt verboten; der Staat darf kein neues Geld drucken, er muss sich, falls die Einnahmen nicht reichen, existierendes Geld leihen. Gegen die zunehmende Missachtung dieser Regel klagt der Autor dieses Buches, der bekannte Berliner Finanzwissenschaftler Markus Kerber, derzeit sogar vor dem Bundesverfassungsgericht.

Die Coronakrise hat die von Kerber konstatierte Demontage deutscher Interessen und Finanzprinzipien weiter angefeuert. Ungebremst vom Deutschen Bundestag, der sich seine Verfassungsrechte gegen diverse Linsengerichte billig abkaufen lässt, beute, so Kerber, eine überlegene französische Europa-Diplomatie verbunden mit anderen Süd-Nationen („Club Med“) und unfähigen deutschen Vertretern in Brüssel unser Land systematisch aus: Rente mit 53, Viertagewoche mit vollem Lohnausgleich und andere soziale Wohltaten würden im Club Med unter dem Deckmantel von Coronahilfen mit Anleihen finanziert, für die letztendlich deutsche Steuerzahler haften. Natürlich nicht offen, sondern verdeckt, so dass es schon eines gewissen Wirtschafts- und Finanzwissens bedarf, um diese Machenschaften zu durchschauen, und man nur hoffen kann, dass möglichst viele Leser dieses Wissen durch dieses Buch dann auch erwerben.

Diese von Kerber dokumentierte deutsche Selbstaufgabe betrifft auch die deutsche Spra-

che. Seit dem EU-Beitritt Großbritanniens 1973, als mein Parteifreund und Außenminister Walter Scheel die deutschen Bürokraten in Brüssel anwies, nicht auf Deutsch als Arbeitssprache zu bestehen, wird die meistgesprochene Sprache der EU in Europa systematisch marginalisiert.

Nicht ohne Grund wurde die EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen, die, obwohl sie es dürfte, ihre eigene Sprache bei amtlichen Anlässen systematisch nicht benutzt, zum Sprachpanscher 2021 gewählt.

Der vorläufige Höhepunkt ist die Weigerung des aktuellen EU Ratspräsidentenlandes Portugal, die entsprechenden Netzseiten außer auf Portugiesisch, Französisch und Englisch auch auf Deutsch zu präsentieren. „Sind wir dekadent?“, fragt Markus Kerber am Ende seines Buches. „Diese Frage sollten sich die Deutschen stellen. Tun sie es, wäre dies bereits für sich genommen ein Fortschritt.“

Walter Krämer

Markus C. Kerber: Der deutsche Selbstmord – Wie unser Land in der Coronakrise für Europa geopfert wird. München 2021, Finanzbuch Verlag, 216 Seiten, ISBN 978-3-95972-408-1, 14,99 €

Schlagfertig mit Sprichwörtern und Redewendungen

Wieso malen wir den Teufel an die Wand und weinen Krokodilstränen, werfen ein Auge auf jemanden oder fressen einen Besen? Redewendungen gibt es zuhauf und manchmal drücken sie Gemütszustände und Sachverhalte besser aus, als eine wörtlich gemeinte Aussage es könnte. Ob Nachschlagewerk oder Vokabellernheft, das Werk von Rolf Kiesendahl erfüllt beides. Es ordnet verschiedenste Redewendungen in sprachliche Kategorien ein und erklärt in lockerem Ton, wo deren Ursprünge liegen und wie sie verwendet werden.

In seinem Prolog verspricht Kiesendahl: „Dieses Buch will auf unterhaltsame Weise Licht ins Dunkel der unterschiedlichsten Redewendungen bringen, ihre Bedeutung und Herkunft erklären. Sie, liebe Leser, werden aus allen Woken fallen. Blaue Wunder bleiben Ihnen hoffentlich erspart. Dafür wissen Sie endlich, wo der Barthel den Most holt und warum Schmidts Klatze abgeht wie der Blitz. In diesem Sinne – Hals und Beinbuch und reichlichen Erkenntnisgewinn.“

Der ein oder andere Ursprung scheint dabei zunächst überraschend. Wenn die Herkunft einer Redewendung unbekannt ist, werden Vermutungen dargelegt. Wo keine Vermutungen existieren, werden Verwendungshorizonte anhand von Beispielen aus dem alltäglichen Leben abgebildet. Besonders oft vertreten sind Tiere und Körperteile – wir haben Schwein oder wünschen jemanden Hals- und Beinbruch –, aber auch Farben oder Nahrungsmittel: Wir machen blau oder spielen die beleidigte Leberwurst.

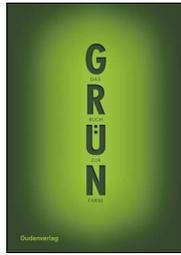
Alina Letzel

Rolf Kiesendahl: Arsch auf Grundeis. Redewendungen und wo sie herkommen. Ellert & Richter Verlag, Hamburg, 4. Auflage 2020. ISBN 978-3-8319-0752-6, 9,95 €



Alles grün

Der Buchdeckel ist grün, der Seitenschnitt ist grün, die Seiten sind, nun ja, weiß und die Schrift schwarz. Abgesehen dieser Abweichungen erscheint das Buch „Grün. Das Buch zur Farbe“ bereits allen gestalterischen Anforderungen an einen solchen Titel zu genügen. Grün vor Neid zu sein, jemandem nicht ganz grün sein oder eine Person über den grünen Klee zu loben, diese Redewendungen kennt wohl jeder. Aber auch in vielen anderen Bereichen spielt die Farbe grün eine Rolle. Von der Wortherkunft über wissenschaftliche Fachdisziplinen der Botanik, Geologie oder Zoologie werden, unterbrochen von Illustrationen und aufschlussreichen Auflistungen, Verwendungen erschlossen, die dem Leser womöglich Neuland erschließen. Von begrifflichen und semantischen Ausführungen gefesselt kann sich der Leser dem Eindruck nicht erwehren: Auch wenn wir es nicht unmittelbar wahrnehmen, grün ist fast überall.



Frank Reimer

Hermann Josef Roth: Grün. Das Buch zur Farbe.
Dudenverlag, Berlin 2021, 208 Seiten,
ISBN 978-3-411-71055-3, 22,00 €

Wohltemperierte Klaviatur für den Gendernahkampf

Im Fokus von Fabian Payrs Schrift steht ein schmerzlicher Aspekt unserer aktuellen Wirklichkeit: die Entfremdung der Geschlechter. Auf 172 Seiten macht Payr hier Vorschläge, wie man sich wieder näherkommen könnte: durch sprachliche Abrüstung und Besinnung auf soziale Übereinkünfte innerhalb einer Sprachgemeinschaft. Freundlich im Ton und bestimmt in der Sache entlarvt Payr „geschlechtergerechte Sprache“ als ideologisches Rahmenprogramm, ohne dessen Protagonisten je zu denunzieren. Er zeigt einfach auf, dass Versuche, durch Sprachregulierung mehr Gerechtigkeit herzustellen, weder zielführend noch zukunftstauglich sind, ja sprichwörtlich nach hinten losgehen, indem sie „das reaktionäre Narrativ der schwachen Frau“ bedienen (S. 64).



Obwohl zur Zeit in unserer immer komplexer werdenden und polarisierten Gesellschaft

über kein anderes Thema in den Medien so unversöhnlich gestritten wird wie über das Gendern, wirkt Payrs Schrift versöhnlich. Seine wohl begründete Argumentation kommt ohne Delegitimierung des Gegners, ohne Alarmismus oder Zynismus aus. Im Gegenteil: Payr greift die harten Kernthesen der Genderlinguistik auf – Deutsch als Männersprache, Unsichtbarkeit von Frauen, männliche Bilder im Kopf, Gendersprache und Moral – um dann geduldig jede einzelne zu widerlegen. Mit zahlreichen Beispielen zu ihrer Funktionsweise weckt er Vertrauen in die natürliche deutsche Sprache und den unausweichlichen sozialen Wandel (S. 69 ff).

Ein Vergleich verschiedener Textsorten, gendert und in Standardhochdeutsch, macht klar, dass letzteres allein in Punkto Verständlichkeit und Sprachökonomie der Gendersprache unschlagbar überlegen ist (S. 103 ff). Den diskriminierenden Sexismus und die Absurdität von Gendersprache bringt er den Lesern näher, indem er die absolute Unmöglichkeit konsequenter Genderns aufzeigt. Manche Genderaktivisten möchten ja das generische Maskulinum ganz aus der Welt schaffen, um es durch ein falsch verstandenes generisches Femininum zu ersetzen. Folglich kann die Aussage „Mädchen sind die besseren Schülerinnen“ nur falsch sein, und die gendergerechte Alternative: „Mädchen sind die besseren Beschulten“ (S. 19) entlarvt sich selbst zusätzlich als peinliches Beamtendeutsch. Und wo jeder Genderstern „zum Symbol von weltanschaulichem Gebietsgewinn“ wird (S. 134), zeigt sich deutlich das „autoritäre Gesicht des Genderns“ (S. 133 ff).

Natürliche Sprachen und sprachliche Zeichen sind per se mehrdeutig. Payr rehabilitiert das generische Maskulinum, das auf Zuschreibungen (S. 63) und Kontext angewiesen ist, um überhaupt generisch verstanden zu werden (S. 25). Zugleich wird deutlich, dass Mutwille und Rabulistik bei Genderdogmatikern die gewünschte Annäherung im Diskurs erschweren, und Kapitel 4, „»Kopfkino«-Studien: Nur Männer in den Hauptrollen?“ (S. 23 ff) belegt die mangelnde Aussagekraft und wissenschaftliche Unzulänglichkeit zahlreicher genderlinguistischer Studien.

Tonalität und Metaphorik des Textes lassen den Künstler und Musiker durchscheinen, wenn Payr vom „lästigen Möbelrücken in [der] Sprachbehauung“ (S. XI) oder vom „Ostinato der Dauer-Sexualisierung“ durch Gendersprache schreibt (S. 150).

Ein unschätzbare Mehrwert des Buches ist paradoxerweise, dass es ausschließlich liefert, was es verspricht. Das ist Balsam für die durch exzessive Sprachbevormundung gegängelte Bürgerseele.

Am Ende ist sonnenklar: Wem wirklich an Inklusion und Gleichberechtigung gelegen ist,

der kann einfach nicht gendern. Mit Gleichmut erträgt man nach der Lektüre auch den gegenderten Copyright-Hinweis in der Fußzeile jedes neuen Kapitels. Payrs Analyse des Sternchenkosmos liefert ein Füllhorn fundierter Argumente und lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Fixsterne der deutschen Sprache. Am Ende überblickt man die Themenfelder bis zum Horizont und hegt sogar Verständnis für die Anliegen der Gegenseite. Möge diese Schrift viele Leser bewegen und Zeitgenossen der unterschiedlichsten Lager einander wieder näher bringen.

Sabine Mertens

Fabian Payr: Von Menschen und Mensch*innen.
20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören,
Wiesbaden 2021, Springer Fachmedien, 193 Seiten,
ISBN 978-3-658-33126-9, 19,99 €

Bellen und schnurren – eine Sprachreise durch Europa

Rau, hart, kräftig, kehlig – das sind einige der Attribute, die der deutschen Sprache von Nicht-Muttersprachlern oft zugeschrieben werden. Es scheint ein unverrückbares Klischee zu sein. Sicherlich hat die hart klingende Sprache aus der NS-Zeit ihre Spuren in den Köpfen hinterlassen, aber dadurch allein lässt sich die Außenwahrnehmung der deutschen Sprache nicht erklären. Was sagt die Sprachwissenschaft dazu? Gibt es Strukturen im Deutschen, die diese Klischees begründen? Solche und ähnliche Fragen beantwortet François Conrad auf anschauliche und leicht verständliche Weise in seinem Buch „Warum Deutsch bellt und Französisch schnurrt“. Eine klangvolle Reise durch die Sprachen Europas.



Was im Titel zunächst nach Metapher klingt, ist Programm: Die „klangvolle Reise“ unternimmt der Protagonist Horst. Gemeinsam mit seinem Hund Strumpf durchreist er verschiedene europäische Länder und stößt dabei immer wieder auf sprachliche Phänomene, die ihm zeigen, warum das Deutsche in vielen Ohren so hart klingt.

In eine bunte Reisegeschichte eingebunden, werden Silbenstrukturen, Reibelaute, Betonungen oder Knacklaute erklärt. Dabei kommen auch andere europäische Sprachen wie Italienisch, Französisch oder Englisch zum Zug und werden auf ihre jeweilige Klangfarbe hin analysiert.

So viel sei vorab gesagt: Wenn gleich Nachahmungen der deutschen Sprache oft stark übertrieben sind, steckt doch immer auch ein Fünkchen Wahrheit in Klischees.

Mit zahlreichen farbigen Illustrationen geschmückt, blickt dieses Buch aus sprachwissenschaftlicher Perspektive auf Stereotype, die dem Deutschen anhaften, und ordnet diese spielerisch in einen Kontext ein – Wissenschaft, aber für jedermann verständlich.

Alina Letzel

François Conrad: Warum Deutsch bellt und Französisch schnurrt. Eine klangvolle Reise durch die Sprachen Europas. Dudenverlag, Berlin, 2021.
ISBN 978-3-411-71998-3, 12,00 €

DER ANGLIZISMEN



Der Anglizismen-Index 2021. Deutsch statt Denglisch

Herausgeber: Achim Elfers. 372 Seiten. 16,00 €. ISBN 978-3-942409-97-1

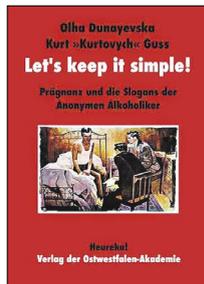
20 Jahre Anglizismen-Index – eine beeindruckende Erfolgsgeschichte: So stark der Zuwachs an Anglizismen auch sein mag, es bleibt Verlass auf den Anglizismen-Index, der immer aktuell und zeitgemäß deutsche Alternativen bereithält und dadurch wohl jeden Leser zum Nachdenken anregt, ob es denn wirklich ein Zoomcall sein muss oder nicht vielleicht doch eine Videokonferenz sein darf.

Prägnanz in Slogans

Gestalt im Sinne der Gestalttheorie ist ein Ort der Begegnung zwischen Wahrnehmen, Kommunizieren, Reflektieren und Verstehen einerseits und Realität andererseits. Realität ist das, was ist. Wir erschließen sie uns, indem wir Vorstellungen über sie bilden: Wahrnehmungs- und Erkenntnismuster. Die Gestalttheorie bietet dabei vorzüglichen Beistand. In ihr finden sich rationale Analyse und poetische Intuition.

Alles Verstehen beruht auf Reduktion von Komplexität. Reduktion, die ihre Grenzen kennt, wie Albert Einstein mahnt: „Alles sollte so einfach wie möglich sein – aber nicht einfacher!“ (S. 34). Olha Dunayevska und Kurt Guss spannen ihre Studie *Let's keep it simple!* in diesen Rahmen. Die Redewendung ist der Gründungslogan der amerikanischen Anonymen Alkoholiker (AA).

Wie Slogans wirken, hängt von Kontextfaktoren ab: Wer sagt was, wann, wo, zu wem; in welchem Ton, mit welcher Absicht. Diese Gestalt-Räume spielen bei der Analyse konkreter Slogans in Politik, Werbung, Bildung und Kunst eine wichtige Rolle. Deutsch kann auf



besondere Weise die Gestaltqualität Prägnanz entfalten. Die Vielsilbigkeit deutscher Sprache birgt Genauigkeit und Schönheit, die ich als Wissenschaftler und Poet nicht missen möchte. Feines Wort: Fingerspitzengefühl. Prägnanz.

Teil 1 des Buches, Gestalt und Prägnanz (Seiten 13 bis 46), bietet Einführungen in die Gestalttheorie. „Gestaltlich ausgezeichnet bedeutet: klar, einfach, abgerundet, dicht, symmetrisch, gleichartig, ungebrochen, vollständig, organisch, sinnvoll, eben: prägnant.“ (S. 24.) Wahrnehmung tendiert zur Prägnanz, indem sie unvollständige Erscheinungen (Bilder, Wörter, Anmutungen, Geräusche) spontan zu einem sinnvollen Ganzen ergänzt. Ohne diese Tendenz könnten wir nicht sinnvoll wahrnehmen und uns nicht in der Realität orientieren. Die Klarheit der Darstellung in diesem Buch mündet unmittelbar ins Verstehen.

Teil 2: Die Slogans der AA (Seiten 47 bis 102): Hier erfolgt ein Abriss der Entstehung der Selbsthilfegruppe Anonyme Alkoholiker sowie deren wichtigste Handlungsmaximen, Traditionen, Erfahrungen und Zielen. Vermutlich gehören die AA zu jenen Organisationen, von deren innerer Beschaffenheit viele wenig wissen. Dabei ist sie Glasnost pur. Jeder kann alles erfahren. Die AA sind eine Menschenrechts- und Menschenpflichtsbewegung. Einziges Ziel: Mit dem Trinken aufzuhören und anderen dabei zu helfen. Nicht nur, wer mit dem Dämon Alkohol ringt, sondern alle,

die sich um Selbstbestimmung und Solidarisierungskraft bemühen, können von den AA viel lernen. Das Buch *Let's keep it simple!* ist hierbei eine Offenbarung.

Um einige Abschnitte anklingen zu lassen: Die Präambel der Anonymen Alkoholiker. Die Zwölf Schritte der Anonymen Alkoholiker. Die Zwölf Traditionen der Anonymen Alkoholiker. Das Gelassenheitsgebet. Drei Gebete. AA und Religion.

Teil 3: Prägnanz und Ethik (Seiten 103 bis 144): Wer Wahrnehmungsmuster, Slogans, Pa-rolen, Redewendungen und sprachlich-klanglich-optische Verdichtungen untersucht, kann es nicht bei formalen, ästhetischen, rhythmischen und strukturellen Analysen bewenden lassen. Auch Sinn und Bedeutung gilt es unter die Lupe zu nehmen. Dabei müssen Wissenschaftler Stellung beziehen. Ein prägnanter Satz kann etwas Komplexes auf den Punkt bringen. Er kann aber auch dumm und roh sein. Dunayevska und Guss bearbeiten hier Fragen zu: Primitivprägnanz, Simplifikation, Stereotyp und Vorurteil – um einige zu nennen. Die beiden Autoren bearbeiten auch dieses Feld mit Bravour.

Hans-Peter Schwöbel

Olha Dunayevska und Kurt „Kurtovych“ Guss: *Let's keep it simple! Prägnanz und die Slogans der Anonymen Alkoholiker*. Verlag der Ostwestfalen-Akademie. Borgentreich 2021, 164 Seiten, ISBN 978-3-947435-66-1, 22,00 €

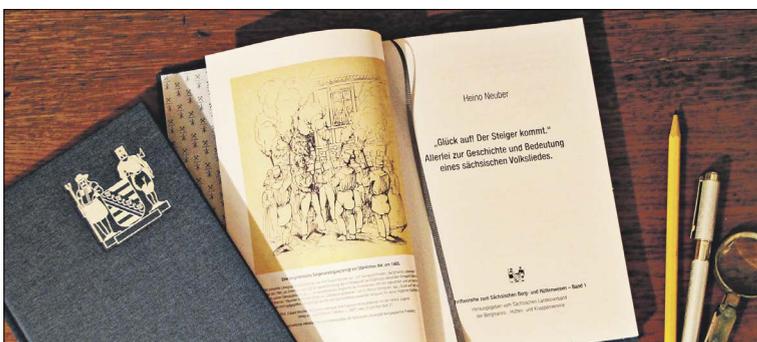
Kulturerbe der Bergleute

Sprache vermittelt Informationen, aber auch Stimmungen und Gefühle. Und das besonders intensiv, wenn sie gesungen wird. Wie diese Stimmungen und Gefühle sich in Volksliedern ausdrücken, ist auf Seite X dieser Ausgabe der Sprachnachrichten näher ausgeführt. Das vorliegende Buch greift sich nun ein ganz bestimmtes Volkslied heraus und zeichnet dessen Geschichte, Rezeption und Wirkung über die Jahrhunderte hinweg akribisch nach. Auslöser war wohl ein Antrag des Vereins Ruhrkohle Musik e. V., dieses „Hauptlied des Bergmannsstandes“ in das bundesweite Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes aufzunehmen. Da wollte der sächsische Landesverband der Bergmanns-, Hütten- und Knappenvereine nicht abseits stehen,

denn hier, im Erzgebirge und nicht im Ruhrgebiet, ist dieses Lied entstanden. Wie kaum ein anderes steht es für die Menschen, die ihr Leben zwischen unter- und übertage teilen: „Es ist Bergleuten und Bergstädtern ein freies und lustiges Gemüthe gleichsam angeboren, und muss sich daher dasselbe fast nothwendig durch Singen der Bergreihen (Bergarbeiterlieder) bezeugen. Man höret es bald, wo sie ein Gelagk haben oder in einer Zeche sitzen, denn sie können nicht schweigen, sondern sie ruffen laut und machen ein stark Gethöne“ (S 7).

Das Buch ist in Leinen gebunden und mit 40 aufwändigen Bildtafeln ausgestattet. Für jeden Freund der Musikgeschichte oder des Volksliedes allgemein ein Schmuckstück in der Bibliothek.

Walter Krämer



Heino Neuber: *Glück auf! Der Steiger kommt. – Allerlei zur Geschichte und Bedeutung eines sächsischen Volksliedes*. Sächsischer Landesverband der Bergmanns-, Hütten- und Knappenvereine, Freiberg 2020, 176 Seiten, ISBN 978-3-00-066071-9, 24,95 €



NEUERSCHEINUNG

Jörn Sack (Hrsg.)

Sprachgranaten, Denkfeuer

108 Seiten, 16,00 Euro.

ISBN 978-3-949233-00-5

Das Buch will Begeisterung für starke und geistvolle Sprache in einer Zeit wachhalten, in der eine Springflut von Bildern die Welt überrollt und geistig erstickt.

Kurios, knifflig und humorvoll

Bestsellerautor Bastian Sick lädt zum dritten großen Deutchtest. Manchmal leicht, manchmal schwer, aber immer faszinierend!



KiWi

Der verpasste Buchdruck

Ein Wörterbuch der deutschen Sprache mit historischen Bezügen und für die Entwicklung der deutschen Sprache als einflussreich gilt. Bei diesen Merkmalen denkt wohl die Mehrheit der Leser an das Grimmsche Wörterbuch. Was nun aber Nicolas Fink und Gabriele Schaffter, als Herausgeber, in Kooperation mit dem Verlag „Das Kulturelle Gedächtnis“ geleistet haben, ist eine kleine sprachhistorische Sensation. Entdeckt, im Wortsinn, wurde ein Wörterbuch, das, wenn es seinerzeit veröffentlicht worden wäre, „das Potenzial hatte, das bedeutendste seiner Art zu werden“, so die Herausgeber.

Der Verlag „Das Kulturelle Gedächtnis“ legt einen Band vor, der nicht nur gestalterisch zu überzeugen vermag. Auch die sprachhistorische Bedeutung – abseits von ausgetretenen Pfaden – soll hier gewürdigt werden. Interessant ist auch die sprachkritische Vorgehensweise des Verfassers. Johann Jakob Spreng (1699–1768) waren „Lateinische und französische (Lehn-)Wörter (...) ein Graus“, so die Herausgeber.

Spreng wirkte als Gelehrter und Theologe in seiner Heimatstadt Basel. Sein gigantisches Wörterbuch wurde nie gedruckt. Das Unikat in 20 dickleibigen handschriftlichen Foliobänden (nebst einer Schachtel mit 33.000 Zetteln) schlummerte bislang in den Archiven der Universität Basel. Die Erstveröffentlichung stellt die Essenz des nie veröffentlichten Vielbänders vor.

Vor allem „im Zeichen der Sprachkritik und Stärkung der deutschen Standardsprache“ müsse seine Hinterlassenschaft verstanden werden. Wenngleich auch mannigfaltige schweizerische Begriffe und Bezeichnungen Einzug in das Glossar fanden. Dieser Band sei jedem passionierten Sprachhistoriker empfohlen.

Frank Reimer

Nicolas Fink und Gabriele Schaffter (Hrsg.):
Eine unerhörte Auswahl vergessener Wortschönheiten aus Johann Jakob Sprengs gigantischem, im Archive gefundenen, seit 250 Jahren unveröffentlichten deutschen Wörterbuch.
Verlag Kulturelles Gedächtnis GmbH, Berlin 2021,
364 Seiten, ISBN 978-3-946990-47-5, 25,00 €



Hauptsache, das WLAN funktioniert

Dieses höchst lezenswerte Buch ist in gewisser Weise das Gegenstück zu Cora Stephans „Lob des Normalen“, das ich in den letzten Sprachnachrichten die Freude hatte, rezensieren zu dürfen. Das Normale, die Mitte, der Durchschnitt ist der Ort, wo sich die Ausprägungen eines Merkmals üblicherweise häufen, wo man sich trifft. Jeder kennt die berühmte Gauss'sche Glockenkurve, sehr schön auf den alten Zehnmarkscheinen zu sehen, mit dem Gipfel in der Mitte und



immer flacher werdenden Rändern links und rechts. Nicht ohne Grund heißt das in der Statistik auch Normalverteilung. Denn diese Verteilung eines Merkmals, mit der Masse in der Mitte und nur dünn besetzten Rändern links und rechts, ist in vielen Bereichen des menschlichen (und auch tierischen) Lebens eben normal. Man nehme nur die Körpergröße, das Gewicht oder die Intelligenz.

Abnormal dagegen ist das, was der Ex-taz-, FAZ- und Spiegel-Journalist Reinhard Mohr in seinem aktuellen Buch beschreibt: dass ein – zugegeben etwas diffuses – Merkmal wie die menschliche Einschätzung von Wirtschaft und Gesellschaft die Schwerpunkte an den Rändern hat. Zumindest scheint das in Deutschland so zu sein, auch was die Einstellung zu sich selbst betrifft: „Trotz aller historischen Veränderungen (...) ist das Selbstbewusstsein der Deutschen. (...) Immer noch von Extremen geprägt: einerseits diffus und unsicher, andererseits radikal und ideologisch“ (S. 12).

Für Sprachfreunde besonders interessant sind dabei diese ideologischen Radikalisks mit ihrem Genderwahn und den „ra-sant um sich greifenden Mini-Pausen im guten alten Deutschlandfunk... Abflugbereite ‚Urlauber*Pause*innen‘ warten dann schon mal vergeblich auf ‚Pilot*Pause*innen‘, die sie von Ibiza nach Hause fliegen sollen, weil ‚Gewerkschafter*Pause*innen‘ sie zum Warnstreik aufgefordert hatten. In Talkshows wird das Elend der kommenden Finanzlöcher gendergerecht auf die ‚Steuerzahler*Pause*innen‘ verteilt, und in der Berliner Abendschau des rbb flüchten ‚Anwohnende‘ vor dem Feuer im Haus, sind also zugleich ‚Flüchtende‘, letztlich ‚Geflüchtete‘ im eigenen Stadtteil, also streng grammatikalisch gar keine Anwohnenden mehr.“

Reinhard Mohr kaschiert nur mühsam die Verzweiflung, die ihn angesichts der Dominanz linker und rechter Dummschwätzer in unserem Land ergreift. „Es gibt keinen einzigen profilierten, gar prominenten Liberalen oder Konservativen mehr im deutschen Fernsehen“ (S. 119). Stattdessen tonnenweise Anne Wills, Petra Gersters oder Claus Klebers, deren Sprachvergewaltigungen (siehe S. 9) und astronomische Gehälter wir auch noch mit unseren Beiträgen bezahlen müssen. „In einer Umfrage unter Volontären der ARD im Herbst 2020 ergab sich sogar ein Stimmenanteil von 92 Prozent [für rotrotgrün]. (...) CDU/CSU landeten bei drei, die FDP bei 1,3 Prozent.“

Weitere Themen sind die quasi Heiligsprechung von Migranten auf der linken und deren Vorabklassifizierung als potentielle Vergewaltiger auf der rechten Seite, die allen Extremen eigene moralische Überheblichkeit, oder das Anwachsen eines materiellen, vor allem aber intellektuellen und für beide Extreme anfälligen Prekariats, in dem deutsche Geschichte und Kultur nicht mehr vorkommen: „Hauptsache, das WLAN funktioniert“ (S. 51). Das Buch endet mit einem Ausblick auf die kommende Bundestagswahl. „Erst dann wird man sehen, aus welchen widerstreitenden Kräften sich eine neue politische Mitte formen könnte“ (S. 158). Ja, dann sehen wir mal ...

Walter Krämer

Reinhard Mohr: Deutschland zwischen Größenwahn und Selbstverleugnung. Warum es keine Mitte mehr gibt.
München 2021, Europa Verlag, 159 Seiten,
ISBN 978-3-95890-399-9, 16,00 €

Kleine Goldstücke

Das neue Buch von Jörn Sack verspricht dem Leser bereits mit dem Titel nicht weniger als Sprachgranaten und Denkfeuer.

Eine ehrgeizige Ankündigung, der sich der Autor jedoch mit viel Begeisterung für unsere Sprache verpflichtet hat. So überrascht Sack zunächst mit der Auswahl seiner zusammengestellten Texte: Nicht immer sind es die bekanntesten Werke oder die berühmtesten Dichter und Schriftsteller. Vielmehr wählt der Herausgeber ganz bewusst wichtige und kraftvolle Texte deutscher Sprachkunst, die dem breiten Publikum noch nicht allzu bekannt sind. Begeisterung vermögen diese Texte dennoch (oder gerade deshalb!) in dem Leser zu wecken, sie regen zum Staunen und Bewundern, aber auch zur umfassenden Auseinandersetzung mit den Motiven an.

So finden sich für den aufmerksamen Leser wahre Schätze deutscher Sprachkunst, etwa von Karoline von Günderode oder Paul Zech.

Jörn Sack nimmt uns in seinem Werk mit auf eine Entdeckungsreise durch mehrere Jahrhunderte deutscher Literatur. Er kommentiert und regt dabei zur eigenen Interpretation an.

Auch geht er in einem Nachwort auf die aktuelleren Entwicklungen der Sprachkultur ein. Auf der letzten Seite dieses Büchleins hinterlässt Sack seine Leser mit der Erkenntnis, zahlreiche neue, kleine „Goldstücke“ entdeckt zu haben. Sprachgranaten, die wirklich zünden, und ein Denkfeuer, das um sich greifen wird.

Anna Kehrt

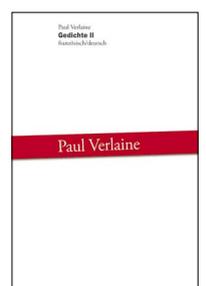
Jörn Sack (Hrsg.): Sprachgranaten, Denkfeuer.
IfB-Verlag Deutsche Sprache. 108 Seiten,
ISBN 978-3-949233-00-5, 16,00 €



Provozierend und antibürgerlich

In Bielefeld-Jöllbeck lebt ein Mann, welcher ohne Übertreibung in Deutschland als einer der wichtigsten Übersetzer aus dem Französischen ins Deutsche zu würdigen ist: Dr. theol. Frank Stückemann, emeritierter evangelischer Pastor und lutherischer Widerständler. Der Mann ist von großer Bescheidenheit und bemerkenswertem literarischem Fleiß. Neben seinen Übersetzungsarbeiten hat er zahlreiche Publikationen zu westfälischen Autoren der Aufklärung und des Vormärz veröffentlicht. Das ist die deutsche Seite der Medaille Stückemann, die andere ist die französische. Seine aktuelle Übersetzung ist die der Gedichte (II) von Paul Verlaine.

Verlaine wurde am 30. März 1844 in Metz geboren, er starb am 8. Januar 1896 in Paris. In nur 52 Jahren hat er ein gewaltiges lyrisches Werk geschaffen. Als Sohn eines Berufsoffiziers, der jedoch 1851 aus der Armee austrat und nach Paris übersiedelte, wurde Verlaine





Paul Marie Verlaine (1844–1896) gilt als ein führender Lyriker des Symbolismus und beeinflusste viele spätere französische Dichter.

Fotografie von Dornac

nach Abschluss des Gymnasiums städtischer Beamter und führte ein bürgerliches Leben. 1866 und 1869 erschienen seine ersten Gedichtsammlungen *POEMES SATURNIENS* und *FETES GALANTES* – Gedichte, die in ihrer Betonung klangmusikalischer Elemente auf seine spätere Entwicklung hindeuteten. 1871 lernte Verlaine den Dichter Rimbaud kennen. Für ihn verließ Verlaine seine Familie und führte mit Rimbaud ein unstetes und ausschweifendes Vagabundenleben, das 1873 mit einem Mordversuch an dem Freunde endete, was Verlaine eine längere Gefängnisstrafe eintrug. In dieser Zeit entstand sein Gedicht über die *DICHTKUNST* – es nahm programmatisch vorweg die Wesenszüge seines späteren Schaffens: Ersetzung der Begrifflichkeit von Inhalt und Sprache durch Musikalität, Rhythmik, schwebende Unbestimmtheit, Nuancen, durch symbolhaftes Andeuten und Verschleiern bei gleichzeitiger Ablehnung strenger metrischer Regelmäßigkeit und jeglicher Rhetorik. Verlaine wurde zum Hauptvertreter des französischen Symbolismus. Er war zugleich strenger Katholik und gleichzeitig gnadenloser Kritiker der katholischen Kirche.

Nach eigenem Bekenntnis gehörte Verlaine zu den „verfluchten Dichtern“, die sich bewusst und teilweise provozierend außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft stellten und in ihrer Dichtung dem Lebensgefühl der »Decadence« Ausdruck verliehen. Der provozierend antibürgerliche Charakter dieser Lyrik wird bei Verlaine besonders in den Bänden *FEMMES* und *INVECTIVES* sichtbar. Trotz verschiedener Versuche, als Lehrer oder Bauer zu arbeiten, vermochte Verlaine im bürgerlichen Leben nie mehr Fuß zu fassen. Er starb, dem Alkohol verfallen, einsam und arm, obwohl er schon zu Lebzeiten den Ruhmestitel eines »prince des poètes« erhalten hatte. Die über seine Epoche hinausreichende Bedeutung Verlaines besteht in der nachhaltigen Bereicherung der Möglichkeiten, menschliche Empfindungen und Stimmungen poetisch auszudrücken.

Das „Lexikon fremdsprachlicher Schriftsteller“ würdigt den Übersetzer Frank Stückemann und seine Leistung als „bewundernswert“. Er nehme den Dichter beim Wort und verbleibe im jeweiligen Sprachregister: „Wohlthuend schnörkellos, frisch und unverbraucht wirken diese Verse in der Diktion Stückemanns“, reflektiert der Literaturkritiker S. Gramatzki und lobt: „Er gerät nicht in die Versuchung, Verlaine seine eigene Tonart aufzuzwingen.“ M. Ackermann schreibt in der „Literaturgesellschaft“ über Stückemanns Übersetzungskunst: „Das Erfrischende ist, dass diese musikalisch-übertragende, inhaltlich möglichst wortgetreue Näherung, soweit sie im Deutschen irgendwie möglich ist, am genauesten, auch in rhythmischer Hinsicht, das wiedergibt, was Verlaine schreibt.“ Eberhard Görner

Paul Verlaine. Gedichte II. französisch/deutsch.
Lyrik Taschenbuch, Rimbaud Verlag Aachen 2021.
ISBN 978-3-89086-320-7, 48,00 €

IFB VERLAG
Deutsche Sprache GmbH



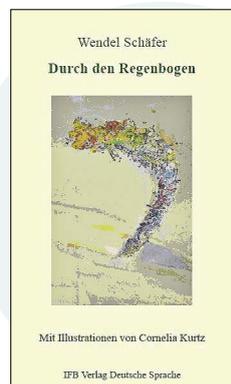
MENNO ADEN

Kulturgeschichte der großen deutschen Erfindungen und Entdeckungen

Ein Lesebuch über 800 Jahre Innovation aus deutschen Landen

„Aden verhält sich wie ein guter Anwalt in der Darstellung der oft komplizierten Sachverhalte. Er zeigt erstaunlichen Einblick in die wechselnde Materie und vermittelt diesen dem lesenden Richter-Publikum, ohne sich in die Komplexität der jeweiligen Sachfragen zu verheddern. Dies macht, neben der Sachlichkeit des Tones überhaupt, den zweiten Grund zur Bewunderung aus. Das Buch ist ein großer Wurf und notwendig.“ Deutsche Sprachwelt

628 Seiten, 29,90 Euro
ISBN 978-3-942409-87-2

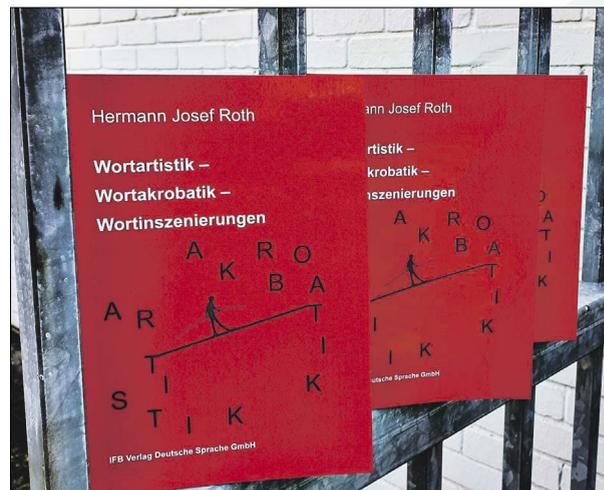


WENDEL SCHÄFER

Durch den Regenbogen

Seine Protagonisten sind die Kleinen, Rentner, Alte, Kranke, Angestellte. Die hier handelnden flüchten sich und landen oft im Wahn. Schäfer lässt uns in einer Aporie, die wir auszuhalten haben.

147 Seiten, 16,00 Euro
ISBN 978-3-949233-02-9

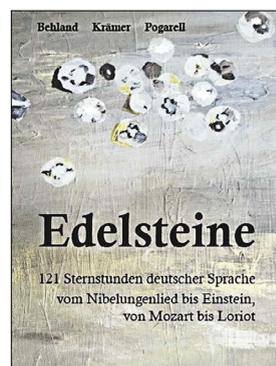


HERMANN JOSEF ROTH

Wortartistik – Wortakrobatik – Wortinszenierungen

Dieses Buch befasst sich mit dem spielerischen Gebrauch origineller Wörter.

124 Seiten, 13,50 Euro.
ISBN 978-3-942409-99-5



UNSER ERFOLGSBUCH

Edelsteine

121 Sternstunden deutscher Sprache vom Nibelungenlied bis Einstein, von Mozart bis Loriot

3. Auflage. 653 Seiten. Leinen gebunden.
24,90 Euro. ISBN 978-3-942409-57-5

IFB VERLAG DEUTSCHE SPRACHE

Schulze-Delitzsch-Straße 40, 33100 Paderborn

info@ifb-verlag.de; Telefon 0 52 51 - 31 06 02

ZWISCHENRUF

Unterwerft euch!

Von Hans-Christian Zapp

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“, schrieb der Philosoph Immanuel Kant 1784. Und weiter: „Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen.“

Genau 100 Jahre später erscheinen „Die Grundlagen der Arithmetik“ des Aufklärers und Mathematikers Gottlob Frege. In der Einleitung ruft er beinahe beschwörend: „Der Unterschied zwischen Gegenstand und Begriff ist im Auge zu behalten.“ Wir unterscheiden in dieser Tradition zwischen demjenigen

Die Rubrik ZWISCHENRUF gibt VDS-Mitgliedern Raum für Meinungen und Kommentare zum aktuellen Vereins- und Sprachgeschehen, die sich nicht unmittelbar auf Artikel in den Sprachnachrichten beziehen und deshalb für die Sparte Leserbriefe ungeeignet, aber dennoch von Interesse sind. Über die Aufnahme entscheidet die SN-Redaktion. Sie behält sich auch vor, Texte zu kürzen. Ein Zwischenruf sollte nicht länger als 2.000 Zeichen sein.

Planeten, der der innere Nachbar der Erde im Sonnensystem ist, und dem Namen „Venus“.

Durch den Akt der Bezeichnung entsteht eine Beziehung zwischen dem Gegenstand (res) und dem Begriff (signum). Der (bewusst minimalistische) Standpunkt der Aufklärung ist nun, dass dieses auch die einzige Beziehung zwischen Res und Signum ist.

Im Zentrum der vorgeschlagenen sogenannten gendergerechten Sprache steht das Gesetz der Gleichheit von Wortgeschlecht (Genus) und natürlichem Geschlecht (Sexus). Dieses Gesetz gilt aber nicht in der deutschen Sprache, wie der (weitgehend) synonyme Gebrauch von Mensch, Person und Individuum zeigt.

Das Verlangen, dieses Gesetz als weitere Beziehung zwischen Res und Signum einzuführen, verspottet deshalb die Vernunft, gleichgültig welche Gründe für das Verlangen angeführt werden. Oder im Sinne Kants ausgedrückt: Allen wird geboten, sich der Leitung eines anderen zu unterwerfen und selbst verschuldet unmündig zu werden.

Eine Ablehnung dieses Sprachvorschlags ist unausweichlich.

Kennen Sie eigentlich schon unser Twitter-Konto?



Infos in 280 Zeichen – sich kurz fassen, ist nicht immer einfach. Dennoch lässt ein sogenannter Tweet, also eine kurze Mitteilung bei Twitter, maximal nur diese 280 Zeichen zu. Manchmal gilt es also, schwäbisch zu handeln und zu sparen; zum Beispiel, indem man nicht „die Arbeit“ schreibt, sondern nur „d Arbeit“, oder nicht „z. B.“, sondern nur „zB“. Oft reichen solche minimalen Abkürzungen aus, um einen längeren Gedanken doch noch unterzubringen. Die fehlenden Buchstaben werden von den Lesern erfahrungsgemäß einfach ergänzt. Twitter ist das soziale Netzwerk mit dem deutlichsten Anstieg der Nutzer. Ende 2019 gab es knapp 1.000 Abonnenten des VDS-Profiles, heute sind es knapp 6.000.

Der VDS verfasst nicht nur eigene Texte, sondern greift auch häufig in Diskussionen ein und wird dadurch stärker wahrgenommen, das wiederum führt dazu, dass uns mehr Menschen auf Twitter abonnieren und ihrerseits unsere Inhalte selbst teilen; die Verbreitung steigt also exponentiell. [@VDS_weltweit](https://twitter.com/VDS_weltweit)



auch „Lied vom Mückenmüller“. **19.** Das schönste Gedicht zum Tagesabschluss stammt von Luise Hensel. Die ersten Zeilen kennen vielleicht alle deutschsprachigen Menschen, die letzten wohl nicht. Sie lauten so: „Kranken Herzen sende Ruh, nasse Augen schließe zu! Lass den Mond am Himmel stehn und die stille Welt besehn.“ **20.** Ob der Lehrling nun Lehrling oder Stift oder Azubi heißt, er schwankt eben zwischen Hybris und Verzagtheit. Das erzählt auch Goethe im ...

Lösung und Gewinner

Beim Rätsel der schönen Pflanzennamen fragten wir, wie oft der Buchstabe l insgesamt in allen Lösungswörtern vorkommt. Das **Gesamtlösungswort** lautet: Siebzehn.

Hier kommen die einzelnen **Lösungswörter**: 1. Schneeglöckchen, 2. Löwenzahn, 3. Herbstzeitlose, 4. Edelweiß, 5. Liebstöckel, 6. Vergissmeinnicht, 7. Weihnachtsstern, 8. Immergrün, 9. Rittersporn, 10. Engeltrompete, 11. Storchschnabel, 12. Männertreu, 13. Kichererbse, 14. Ochsenauge, 15. Goldlöckchen, 16. Beifuß, 17. Fingerhut, 18. Fleißiges Lieschen, 19. Silberkerze, 20. Himmelsschlüssel.

Das sind die **Gewinner** des Rätsels aus der Nummer 90: Renate Seinsch (Gummersbach), Inge Thoma (Bad Neuenahr-Ahrweiler), Ernst Becker (Mürtenbach), Susanne Böhme (Bamberg), Uta Reichhold (Fredersdorf-Vogelsdorf), Anne Stanzick (Wunstorf), Gerlinde Meis (Aachen), Rosemarie Angermann (Berlin), Bernd Eggeling (Eilsleben), Carmen Marienfeld (Meckenheim). Herzlichen Glückwunsch!

Facebook, Instagram und Co. – die digitale Parallelwelt des VDS

Wenn es um aktuelle Informationen geht, nutzen viele die Internetseite des VDS – hier finden sich Termine, Pressemitteilungen und weitere wichtige Mitteilungen. In der schnelllebigen Welt des Internets reicht dies jedoch bei weitem nicht mehr aus. Der Auftritt des VDS wurde daher ausgebaut und dem Nutzungsverhalten der Mitglieder und Interessierten angepasst.

Bei Facebook nutzt der VDS die stringente Kommunikation mit den Abonnenten der Seite. Zeitungsartikel, Videos, eigene Informationen – es ist ein bunter Strauß, der hier präsentiert wird. Die Abwechslung zieht die Interessenten auf die Seite, sie können kommentieren, aber sich in den Kommentärsträngen auch mit anderen

austauschen. Hier wird – wie in den meisten sozialen Medien – geduzt, so wie es sich auf diesen Plattformen eingebürgert hat.

Auch bei Instagram ist das „Du“ üblich, ist doch hier ein meist jüngeres Publikum unterwegs. Instagram ist das soziale Netzwerk, in dem sich alles um Bilder und Videos dreht. Lustig, ernst, ungewöhnlich – das alles hat hier Platz.

Das jüngste Mitglied der Social-Media-Auftritte des VDS ist LinkedIn; ein Netzwerk eher für eine berufliche und geschäftliche Vernetzung. Die Ansprechhaltung ist distanzierter, die Themen eher auf Information denn auf schnellen Schabernack aus. Wie beim Infobrief siezen wir hier, da das Publikum zum Großteil ein anderes ist als auf Facebook, Twitter und Instagram.

Im Infobrief schließlich informieren wir einmal die Woche die Abonnenten über die wichtigsten Nachrichten, die zum Thema Sprache in den Medien gelaufen sind. Das können Diskussionen zum aktuell großen Thema „Gendern“ sein, aber auch eher kleine Beiträge zu verschiedenen Dialekten oder Fremdsprachen. Dazu gibt der Sprachwissenschaftler Prof. Horst Haider Munske in einem kurzen Essay einen Einblick in verschiedene sprachliche Besonderheiten, wie zum Beispiel die Herkunft des Wortes „Kommission“.

Der Infobrief wird einmal pro Woche per E-Mail verschickt; die Anmeldung dafür geht einfach über unsere Internetseite im Bereich „Presse und Medien“ → Infobrief.

<https://vds-ev.de/infobrief/>



Einfach den QR-Code einlesen und „Gefällt mir“ anklicken.



PERLEN DES LOKALJOURNALISMUS

Frauen sind nur MITgemeint – so lautet ja der Vorwurf vieler Genderbefürworter. Mehr Geschlechtergerechtigkeit haben sie sich auf die Fahnen geschrieben. Dabei wird über Frauen ganz regulär in den Medien berichtet. Ganz doll ehrlich!

Die Frauenquote hat zum Beispiel sogar schon den Modellbau – früher eine reine Männerdomäne – erreicht. Also fast.



Marcus Weitz (vorn) und seine Mitsrücker bei den „Eastside Crawlerz“ Denny Nitzold, Gerhard Funk, Maik und Steve Nitzold, Christian Grün, Stephan Pawella, Martin Lichtershausen und Thomas Stunz präsentieren auf dem Geländeparcours ihre Modellbauautos.

Immer mehr Frauen begeistern sich für den Modellbau

Wobei es wichtig ist, Frauen zu hegen und zu pflegen. Sie einfach so Wind und Wetter auszusetzen kann verheerende Folgen haben!

preis. Brigitte Mang ist 1959 in Wien geboren, hat zwei erwachsene Söhne und ist verwitert. „Ich freue mich sehr auf

Und wichtig: Auch der Partner muss sich immer ausreichend kümmern ...

Der 68-Jährige hatte am Montag um 7 Uhr einen Notarzt alarmiert, weil er nach eigener Aussage seine Lebensgefährtin lieblos im Bett vorgefunden habe. Die eingesetzte Ärztin erkannte am Körper der Frau

Aus: Ralf Heinemann/ Jörg Homering-Elsner: Zentralfriedhof wie ausgestorben (Perlen des Lokaljournalismus, Bd. 2), Heyne-Verlag 2018.

SPRACHBILDER



© Markus Grolík

Neue Aufkleber



Diese Aufkleber können Sie in der Geschäftsstelle (Postfach 10 4128, 44041 Dortmund) bestellen: Schicken Sie uns einfach einen frankierten Rückumschlag, wir füllen diesen dann auf, soweit das Porto reicht.

IMPRESSUM

Die nächste Ausgabe erscheint im November 2021; Redaktionsschluss: 8. Oktober 2021

Herausgeber: Verein Deutsche Sprache e. V. (VDS)
 Postfach 10 4128, 44041 Dortmund
 Telefon 0231 7948-520, Fax 0231 7948-521
<https://www.vds-ev.de/sprachnachrichten>
 Leserbriefe an <leserpost@vds-ev.de>
 Andere Nachrichten an <info@vds-ev.de>
 IBAN: DE 72 4416 0014 2481 6266 00;
 BIC: GENODEM1DOR
 Druck: Lensing Druck GmbH & Co. KG, Dortmund
 Auflage: 30.000 Exemplare

Redaktion dieser Ausgabe: Prof. Dr. Walter Krämer (V. i. S. d. P.), Dorota Wilke, Dr. Holger Klatte (CvD), Dr. Gerd Schrammen, Oliver Baer
 Die Personenbezeichnungen gelten für jedes Geschlecht, sogar für die Männer. Namentlich gekennzeichnete Artikel können die Meinung der Redaktion wiedergeben. Oder auch nicht.
 Gesamtprojektleitung: Walter Krämer
 Gestaltung/Satz: Jens Luniak; <post@luniak.net>

Die Sprachnachrichten gibt es auch an Kiosken und Bahnhofsbuchhandlungen.

Die Redaktion kann keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilddateien übernehmen. Bitte schicken Sie uns nur Berichte von überregionalem Interesse und bitte in digitaler Form. Wir behalten uns vor, Texte redaktionell zu bearbeiten, vor allem zu kürzen.

ISSN 1868-8748